



Herausgegeben
von der
Ludwig-Hofacker-
Vereinigung

Jesus, der gute Hirte

EDITION C



Jesus der gute Hirte

Biblische Geschichten für Kinder
Band 2

Herausgegeben von der
Ludwig-Hofacker-Vereinigung



Hänssler-Verlag
Neuhausen-Stuttgart

CIP-Kurztitelaufnahme der Deutschen Bibliothek

Biblische Geschichten für Kinder / hrsg. von d. Ludwig-Hofacker-Vereinigung. – Neuhausen-Stuttgart: Hänssler (Edition C: M; . . .)
NE: Ludwig-Hofacker-Vereinigung
Bd. 2. → Jesus, der gute Hirte

Jesus, der gute Hirte / hrsg. von d. Ludwig-Hofacker-Vereinigung. – 2. Aufl.
– Neuhausen-Stuttgart: Hänssler, 1984.
(Biblische Geschichten für Kinder; Bd. 2) (Edition C: M; 17)
ISBN 3- 7751-0597-2
NE: Edition C / M

Für die Lernsprüche wurde überwiegend der revidierte Text der Luther-Übersetzung von 1956/64 verwendet.
© Copyright Deutsche Bibelstiftung, Stuttgart.
Kleinere Abweichungen nahmen die Autoren im Interesse der besseren Verständlichkeit für die Kinder vor.

2. Auflage 1984
© 1981 by Hänssler-Verlag, Neuhausen-Stuttgart
Umschlaggestaltung: Daniel Dolmetsch
Gesamtherstellung: St.-Johannis-Druckerei, 7630 Lahr-Dinglingen
Printed in Germany 20258/1984

Inhaltsverzeichnis

	Seite
Vorwort	8
1. Die ersten Jünger. (Joh 1, 29–51)	9
2. Der Fischzug des Petrus (Lk 5, 1–11)	23
3. Levis Berufung. (Lk 5, 27–32; Lk 6, 12–16)	26
4. Jesus und die Samariterin. (Joh 4, 1–42)	29
5. Jesus und der Sabbat (Mt 12, 1–14; Mk 2, 23–3,6; Lk 6, 1–11)	35
6. Jesu Salbung durch die Sünderin (Lk 7, 36–50)	39
7. Der Glaube der Heidin (Mt 15, 21–28)	43
8. Jesus in Bethanien (Lk 10, 38–42)	48
9. Jesus lehrt uns beten (Lk 11, 1–13)	53
10. Jesus, Freund der Kinder. (Mk 10, 13–16)	59
11. Der reiche Jüngling. (Mt 19, 16–26; Mk 10, 17–27)	62
12. Der reiche Mann und der arme Lazarus. (Lk 16, 19–31)	66

13. Das Scherflein der Witwe.	70
(Lk 21, 1–4)	
14. Zachäus	75
(Lk 19, 1–10)	
15. Die Gleichnisse vom verlorenen Schaf und vom verlorenen Groschen.	81
(Lk 15, 1–10)	
16. Das Gleichnis von der Güte des Vaters	85
(Lk 15, 11–32)	
17. Das Gleichnis vom Unkraut unter dem Weizen. . .	92
(Mt 13, 24–30, 36–43)	
18. Der Pharisäer und der Zöllner	96
(Lk 18, 9–14)	
19. Die Gleichnisse vom Schatz im Acker und von der köstlichen Perle	101
(Mt 13, 44–46)	
20. Das Gleichnis vom großen Schuldner.	104
(Mt 18, 21–35)	
21. Der barmherzige Samariter	108
(Lk 10, 25–37)	
22. Der reiche Kornbauer	114
(Lk 12, 13–21)	
23. Das Gleichnis von der bittenden Witwe.	118
(Lk 18, 1–8)	
24. Das Gleichnis von den Arbeitern im Weinberg . . .	123
(Mt 19, 27–30; 20, 1–16)	
25. Das Gleichnis von den anvertrauten Pfunden. . . .	128
(Lk 19, 11–28)	

26. Die Gleichnisse von den ungleichen Söhnen und den bösen Weingärtnern	143
(Mt 21, 28–41)	
27. Treue und untreue Knechte	149
(Mt 24, 42–51)	
28. Der unfruchtbare Feigenbaum	155
(Lk 13, 1–9)	
Bibelstellenverzeichnis	159

Die Erzählungen wurden bearbeitet von:

Karl Ebinger, Altenriet
 Fritz Grünzweig, Korntal-Münchingen
 Hiltrud Hosse, Aidlingen
 Klaus Knoke, Ludwigsburg
 Hermann Koch, Ludwigsburg-Hoheneck
 Siegfried Kullen, Reutlingen-Oferdingen
 Hannelore Pfeffer, Dettingen/Erms
 Elsbeth und Martin Rose, Schömberg-Langenbrand
 Otto Schaudé, Reutlingen-Reicheneck
 Rolf Scheffbuch, Schorndorf
 Winrich Scheffbuch, Stuttgart
 Edith Schlüter, Aidlingen
 Albert Schmidt-Brücken, Nufringen
 Robert Simen, Rutesheim
 Johanna Stahl, Denkendorf
 Angela Werner, Stuttgart

Vorwort

Das vorliegende Bändchen gehört zu einer vierteiligen Erzählreihe zum Neuen Testament, die von der Ludwig-Hofacker-Vereinigung herausgegeben wird. Sie wendet sich in erster Linie an die Eltern, aber auch an Lehrer, Katecheten, Pfarrer, Kindergottesdiensthelfer und all jene Personen, denen christliche Jugenderziehung aufgetragen ist.

Die Erzählvorschläge sollen dazu anleiten und helfen, den Kindern die großen Taten Gottes weiterzusagen.

Der Titel »Jesus, der gute Hirte« deutet an, daß hier vor allem solche Geschichten zusammengestellt sind, die zeigen, wie Jesus Christus sich seiner Gemeinde annimmt, sie belehrt, ermahnt und tröstet und sich vor allem den verlorenen und verachteten Menschen zuwendet und diese in die Nachfolge ruft.

Die große Zahl der Bearbeiter, die in den verschiedensten Ämtern und Aufgaben der kirchlichen Arbeit stehen, hat dazu geführt, daß eine Fülle methodischer Möglichkeiten und unterschiedlicher Stilformen des Erzählens dargeboten werden. Dabei betrachten wir es als besonderes Geschenk, daß trotz des individuellen Gepräges jedes einzelnen Erzählvorschlags, bei allen Autoren das Anliegen spürbar wird, möglichst bibelgetreu den Kindern das Evangelium von Jesus Christus nahezubringen und die Überlieferung des Glaubens weiterzugeben.

Für den Herausgeberkreis
Rolf Scheffbuch
Fritz Grünzweig
Siegfried Kullen
Robert Simen

1. Die ersten Jünger

(Joh 1, 29–51)

*Wer weiß, wer Jesus ist? –
Johannes erkennt ihn zuerst.*

Israel wartet auf Jesus

Das Volk Israel wartet schon immer
auf Jesus.

Lange, bevor Jesus kam,
warteten die Israeliten auf ihn.

Sie wußten natürlich nicht,
daß er Jesus heißt: Gott hilft.

Und sie wußten auch nicht,
wann er kommt.

Aber sie wußten: Gott schickt ihn.

Er kommt bestimmt.

Gott hat es gesagt

durch den Propheten Jesaja:

»Gott gibt euch ein Zeichen:

Eine junge Frau bekommt ein Kind
und gibt ihm den Namen Immanuel.

Das heißt: Gott ist bei uns.«

Und so warteten sie auf ihn
schon viele hundert Jahre.

Manche warteten nicht mehr.

Ihnen war die Zeit zu lang geworden.

Aber andere warteten sehr auf ihn,
so sehr,

daß sie nur noch an ihn dachten,
an ihn, den sie nicht kannten. –

Wenn du auf Weihnachten wartest
oder auf deinen Geburtstag,
dann wartest du ja auch so gespannt.

Du zählst die Tage,

du denkst immerzu daran
und freust dich darauf. –

So war auch Hanna in Jerusalem.

Hanna war 84 Jahre alt.

Früher war sie verheiratet,
aber nur sieben Jahre.

Dann war ihr Mann gestorben,
und sie war allein,

Witwe.

Und seitdem diente *sie* Gott

im Tempel
in Jerusalem.

Sie betete:

»Herr,
ich warte auf dich.«

Lukas erzählt in seiner Jesusgeschichte:

»Sie diente Gott
mit Beten und Fasten
Tag und Nacht.«

Und so war Simeon,
ein alter Mann in Jerusalem.

Lukas erzählt:

»Und siehe,
es war ein Mann in Jerusalem,
der hieß Simeon,
und er wartete auf den Trost Israels.«

Das war der,
der Jesus fand,
als Maria und Joseph
das Kind

in den Tempel brachten.

Es gab noch mehr Menschen in Jerusalem,
die auf Jesus warteten.

Hanna sprach zu ihnen von Jesus,
als seine Eltern ihn in den Tempel brachten.

Und so war auch Joseph von Arimathia,
der Jesus in sein Grab legte,

als er gekreuzigt und gestorben war.
Lukas berichtet von ihm:
»Er wartete auf das Reich Gottes.«
Und so waren Kleophas und sein Freund,
die Jesus auf dem Weg nach Emmaus trafen.
Sie warteten auch auf den,
»der Israel erlösen wollte«,
heißt es bei Lukas.
So waren viele in Israel,
auch Zacharias und Elisabeth,
die Eltern des Johannes.
Alles wartete auf den Mann,
den Gott schickt,
»zur Erlösung Israels,
zum Trost Israels«,
sagten sie.
Sie beteten:
»Wir warten auf dich, Herr!«
Aber wer ist er?
Wie sieht er aus?
Was tut er?
Kann man überhaupt merken,
wer es ist,
wenn er auf einmal da ist
mitten unter den Menschen?

Johannes der Täufer kommt

Da kam Johannes
aus der Wüste.
Er hatte einen Mantel aus Kamelhaaren,
mit einem Gürtel aus Leder.
Er aß nur Honig
aus den Nestern der Bienen,
wilden Honig,
und das Fleisch von Heuschrecken,
am Feuer gebraten.
Und Johannes rief:

»Halt!«
Ihr seid alle auf dem falschen Weg.
Kehrt um
zu Gott!

Macht euch bereit,
er kommt!
So könnt ihr ihn nicht erkennen,
wenn er kommt.«

Da kamen die Menschen
und hörten Johannes zu
und fragten ihn.

»Was sollen wir tun?«

Und er sagte:

»Kommt,
taucht unter
im Wasser
zum Zeichen,
ihr wollt rein sein,
ihr wollt anders werden!

Laßt euch taufen!

Macht den Weg frei

für den Herrn

in eurem Herzen!«

Nun kamen die Menschen

zu Johannes dem Täufer,

eine große Menge

von überall her.

Und er taufte sie im Jordan

bei Bethabara,

wo das Wasser nicht so tief ist.

Da dachten manche:

Johannes ist der Mann,

den Gott schicken will.

Aber Johannes rief:

»Ich bin ein Rufer

in der Wüste.

Macht den Weg frei

für den Herrn!

Er kommt!

Jetzt!«

Die Juden in Jerusalem,
die Hohenpriester und Schriftgelehrten,
waren aufgeregt
wegen Johannes
und wegen der vielen Menschen,
die zur Taufe kamen.

Sie sagten:

»Johannes stiftet Unruhe,
er bringt das ganze Volk durcheinander.

Das ist gefährlich
für uns

und für Israel.

Will er vielleicht der Messias sein,
den Gott schickt,
der Christus?«

Da kamen Priester und Diener des Tempels
von den Juden aus Jerusalem
und fragten Johannes:

»Du,

wer bist du?

Bist du der Messias,
den Gott schickt,
der Christus?«

Da sagte Johannes die Wahrheit
und sprach frei heraus:

»Ich,

nein,

ich bin nicht der Christus.«

Und sie fragten ihn weiter:

»Wer bist du dann?

Unser Prophet Maleachi sagt uns
in seinem Buch,
im 3. Kapitel,
in Vers 23:

›Erst schicke ich euch den Propheten Elia,
und dann kommt der Tag des Herrn.«

Bist du vielleicht Elia?«

Da sagte er wieder:

»Nein,
ich bin es nicht.«

Und die Juden fragten weiter:

»Unser Prophet Mose sagt uns
in seinem 5. Buch,
in Kapitel 18,
in Vers 15:

›Israel,
der Herr, dein Gott, läßt einen Propheten erstehen
wie mich,
mitten unter euch.

Auf den sollt ihr hören.«

Bist du der Prophet?«

Und er antwortete:

»Nein,
ich bin es nicht.«

Da sagten sie zu ihm:

»Wer bist du dann?

Wir müssen eine Antwort haben
für die, die uns hergeschickt haben zu dir.

Was sagst du selbst,
wer bist du?«

Da sprach er:

»Ich,
ich bin die Stimme,
die Stimme des Rufers
in der Wüste.

Wie der Prophet Jesaja sagt:

›Macht den Weg frei
für den Herrn.««

Es waren aber auch Männer da
von den Pharisäern aus Jerusalem.

Die ärgerten sich über seine Taufe
und fragten ihn auch
und sagten zu ihm:

»Warum taufst du denn,
wenn du nicht der Christus bist
und nicht der Elia

und auch nicht der Prophet?«
Da antwortete Johannes ihnen:
»Ich,
ich bin nicht wichtig,
auf mich seht nicht.
Ich taufe nur
mit Wasser.
Aber der, der nach mir kommt,
der ist wichtig,
auf den müßt ihr sehen.
Den müßt ihr suchen.
Der ist schon da
mitten unter euch.
Aber ihr,
ihr kennt ihn nicht.
Und ich,
ich bin nicht wert,
daß ich ihm diene
und ihm die Schnürbänder aufbinde
an seinen Sandalen,
wie der geringste Diener es tut.«

Johannes zeigt auf Jesus

Es war am nächsten Tag.
Da sieht Johannes Jesus
aus Nazareth in Galiläa,
wie er zu ihm kommt
an den Jordan
zur Taufe
mitten unter den anderen Menschen.
Und als Johannes ihn tauft,
sieht er,
wie der Geist Gottes kommt.
Er kommt von dem unsichtbaren Vater
auf den sichtbaren Sohn,
von Gott zu Jesus.
Jetzt weiß Johannes,
wer Jesus ist.

Gott hatte ihm ein Zeichen gegeben:
»Der, auf den der Geist herabkommt,
und bei dem er bleibt,
der ist es.«
Jetzt hat Johannes es gesehen.
Jetzt ist Jesus da.
Und jetzt muß Johannes es weitersagen.
Er sagt es mit einem Rätselwort
aus der Bibel.
Als Jesus herausgeht
aus dem Wasser
und betet,
da spricht Johannes:
»Siehe,
das Lamm,
das Gott opfert
für uns!
Es trägt die Sünde der Menschen weg.
Der ist es,
von dem ich sprach:
Es kommt ein Mann
nach mir,
der vor mir war,
denn er war längst vor mir
bei Gott.
Und ich kannte ihn auch nicht.
Aber deshalb komme ich
und taufe mit Wasser,
damit Israel ihn findet.«
Und Johannes bezeugte weiter
und sprach:
»Ich sah,
wie der Geist herunterkam
vom Himmel
wie eine Taube.
Und er blieb auf ihm.
Ich kannte ihn nicht.
Aber Gott, der mich geschickt hat,
mit Wasser zu taufen,

der sprach zu mir:
›Wenn du den siehst,
auf den der Geist herabkommt,
und auf dem er bleibt,
der ist es,
der tauft die Menschen
mit dem Geist Gottes.«
Das habe ich jetzt gesehen.
Und ich bezeuge euch:
Dieser ist Gottes Sohn.«
Da staunten die Menschen
und sahen auf Jesus,
wie er weiterging.
Auch die Jünger des Johannes schauten ihm nach,
wie er dahinging.

Johannes schickt seine Jünger zu Jesus

Und es war am übernächsten Tag.
Johannes steht wieder da
an der Taufstelle,
und zwei seiner Jünger sind bei ihm.
Da sieht er,
wie Jesus vorübergeht,
und streckt die Hand aus
und zeigt auf ihn
und sagt:
»Siehe,
das Lamm,
das Gott opfert
für uns!«
Als die beiden Jünger hören,
was er sagt,
gehen sie hinüber zu Jesus
und gehen hinter ihm her,
sie folgen ihm nach.
Da dreht Jesus sich um
und sieht,

wie sie ihm nachfolgen
und spricht zu ihnen:
»Wen sucht ihr?«
Da sagten sie zu ihm:
»Rabbi,
großer Lehrer,
wir suchen dich!
Wo wohnst du?«
Spricht er zu ihnen:
»Kommt mit
und seht es!«
Da kamen sie mit
und sahen,
wo er wohnt.
Es war 4 Uhr am Nachmittag.
Und sie blieben bei ihm
bis zum Abend.
Und Johannes sah,
wie sie Jesus nachfolgten
und bei ihm blieben.
Und er freute sich:
Nun haben sie den Christus gefunden,
und er nimmt sie an
und macht sie zu seinen Jüngern.
Er muß wachsen,
und ich muß abnehmen. –

Nun möchtest du gern wissen,
wer die beiden Jünger waren,
die es von Johannes gehört hatten
und nun bei Jesus blieben.
Der eine war Andreas,
der Bruder von Simon Petrus.
Und der andere war wohl Johannes,
der dies alles aufgeschrieben hat
in seiner Jesus-Geschichte,
der Bruder von Jakobus.
Er sagt nicht,
daß er es selbst war.

Aber man merkt es doch,
wenn er so erzählt.
Und Andreas trifft als ersten seinen Bruder Simon
und sagt zu ihm:
»Wir haben den Messias gefunden,
den Christus.«
Und er nimmt ihn mit
und führt ihn zu Jesus.
Und Jesus sieht ihn an
und spricht:
»Du bist Simon,
der Sohn des Johannes.
Du sollst Kephas heißen,
Petrus,
Felsen.«
Da staunte Petrus,
daß Jesus seinen Namen wußte
und auch den von seinem Vater.

Jesus ruft Jünger

Am nächsten Tag
wollte Jesus wieder zurück
in seine Heimat,
nach Galiläa.
Da findet er noch Philippus.
Und Jesus spricht zu ihm:
»Folge mir nach!«
Da folgte ihm Philippus nach.
Philippus kam auch aus der Stadt Bethsaida
am See Genezareth,
aus der Andreas und Petrus kamen.
Und Philippus findet Nathanael,
der auch auf den Christus wartete,
und er sagt zu ihm:
»Wir haben ihn gefunden.
Es ist Jesus aus Nazareth,
der Sohn von Joseph.

Er ist es,
von dem Moses schreibt
in seinen Büchern,
und von dem die Propheten sprechen.«
Da sagt Nathanael:
»Jesus aus Nazareth?
Was kann aus Nazareth Gutes kommen?
Kein Prophet sagt Nazareth in Galiläa,
wenn er von dem Christus spricht.
Sie sprechen von Bethlehem in Judäa.«
Da sagt Philippus zu ihm:
»Komm doch mit
und sieh es selbst!«
Und Jesus sah,
daß Nathanael zu ihm kam,
und sprach zu ihm:
»Siehe,
ein wahrhaftiger Israelit,
er meint es ehrlich
mit Gott.«
Da sagt Nathanael zu ihm:
»Woher kennst du mich?«
Spricht Jesus zu ihm:
»Ich sah dich schon,
als du unter dem Feigenbaum warst,
als Philippus dich suchte.«
Da wurde Nathanael still.
Er war unter dem Feigenbaum,
wo ihn keiner sehen kann,
und hatte über die Bibel nachgedacht,
über alle Worte von Gott,
die er wußte,
und er hatte zu Gott gerufen.
Das hatte Jesus gesehen.
Er sieht wie Gott sieht.
Da fiel Nathanael das Wort ein:
»Der Herr sieht das Herz an.«
Und er wußte:
Er ist es,

auf den wir warten.

Und er sagte zu Jesus:

»Rabbi,
du bist Gottes Sohn,
du bist der König Israels,
der Herr.«

Und Jesus sprach zu ihm:

»Du glaubst es,
weil ich sagte:
ich habe dich gesehen,
wie du unter dem Feigenbaum warst.
Du sollst noch größere Dinge sehen,
wenn du bei mir bleibst.«

Und Jesus sah auf Andreas und Petrus,
auf Johannes und Jakobus
und auf Philippus und Nathanael
und sprach:

»Es ist wirklich wahr,
ich sage euch:
Ihr sollt den Menschensohn sehen
und über ihm den Himmel,
die Welt Gottes,
offen
wie im Traum Jakobs,
als er die Leiter sah.

Und die Boten Gottes gehen hinauf und hinunter
zwischen dem Vater und dem Sohn
und dienen ihnen.«

So zogen sie weiter
nach Galiläa
und an den See Genezareth.

Was sagt nun Johannes dazu?

Eines Tages kamen die Jünger des Johannes
zu ihrem Meister,
zu Johannes dem Täufer,
und sagten zu ihm:

»Rabbi,
alle laufen sie jetzt zu dem,
von dem du gesagt hast:
›Siehe,
das Lamm Gottes.«
Da antwortete Johannes und sprach:
»Ich freue mich.
Ihr wißt,
ich habe gesagt,
daß ich nicht der Christus bin,
sondern daß ich vor ihm hergekommen bin
als sein Bote.
Es ist wie bei einer Hochzeit:
Die Braut gehört dem Bräutigam,
und der Freund des Bräutigams freut sich,
daß die beiden zusammen sind,
weil sie zusammengehören.
Und hier ist es ebenso:
Die Menschen sind die Gemeinde,
die Braut,
und Jesus ist der Bräutigam.
Die Menschen gehen zu Jesus,
weil sie zu ihm gehören
und nicht zu mir.
Ich bin der Freund des Bräutigams
und freue mich.
Meine Freude hat sich nun ganz erfüllt.
Er muß wachsen,
und ich muß abnehmen.
So ist es Gottes Plan.
Halleluja, Halleluja!«

Lernspruch: Johannes der Täufer sagt von Jesus: Er muß wachsen, ich aber muß abnehmen (Joh 3, 30).

Klaus Knoke

2. Der Fischzug des Petrus

(Lk 5, 1–11)

Fürchte dich nicht, von nun an sollst du Menschenfischer sein.

Am Ufer des Sees Genezareth

Groß war der See Genezareth, groß und weit wie das Meer. Jesus stand am Ufer des Sees. Viele Menschen waren am Ufer. Eine ganze Volksmenge. Die Menschen drängten sich. Sie waren zu Jesus gekommen. Sie wollten alle Jesus hören. Das Wort Gottes wollten sie hören. Die Menschen drängten immer mehr. Jesus sah zwei Boote. Sie lagen am Ufer des Sees. Die Fischer waren ausgestiegen. Sie wuschen ihre Netze.

Jesus zuhören

Da stieg Jesus in eines der Boote. Es gehörte Petrus. Jesus bat Petrus: »Fahr mich ein wenig vom Ufer weg.« Petrus ließ Jesus einsteigen. Er fuhr ein Stück vom Ufer weg. Jetzt konnten die Leute nicht mehr nachdrängen. Sie blieben am Ufer stehen. Sie sahen Jesus im Boot des Petrus sitzen. Jesus sprach zu den Menschen am Ufer. Petrus saß im Boot und hörte Jesus zu. Andreas, sein Bruder, saß auch im Boot. Jesus sprach von Gott. Er sprach vom Reich Gottes. Er sprach davon, daß er den Menschen das Heil bringe. – So wie Jesus einen Kranken heilt, so will er von der Sünde befreien. Sünde ist, wenn Menschen *ohne* Gott leben. Jesus will den Menschen helfen. Er will, daß sie wieder *mit* Gott leben.

Jesus gehorchen

Jesus hörte auf zu reden. Petrus dachte: Jetzt fahre ich Jesus wieder an Land. Aber da sprach Jesus zu ihm: »Fahre

hinaus auf den See. Werft eure Netze aus zum Fang, damit ihr viele Fische fangt.« Petrus schüttelte den Kopf. Er sah die leeren Netze. Er dachte an die vergangene Nacht. Nichts hatten sie gefangen. Nicht einen Fisch. Jetzt war es hellichter Tag. Die Sonne stand am Himmel. Sie brannte heiß. Was dachte sich denn Jesus? Verstand er überhaupt nichts vom Fischerhandwerk? Petrus sah Jesus an. »Meister«, sagte Petrus zu Jesus, »wir haben die ganze Nacht gearbeitet und nichts gefangen. – Aber auf dein Wort will ich die Netze auswerfen. Wenn du es sagst, wollen wir hinausfahren.«

Jesus erleben

Jesus blieb im Boot. Sie fuhren hinaus auf den See. Dort, wo der See ganz tief war. Sie warfen die Netze aus. Die Netze wurden schwer. Sie wurden immer schwerer. Die Netze wurden ganz voll. Petrus und Andreas konnten sie nicht mehr alleine ziehen. Wie sollten sie die vielen Fische ins Boot bringen? Die Netze rissen schon, so viele Fische waren darin. Petrus und Andreas winkten den Gefährten im anderen Boot. Sie sollten kommen und sollten helfen. – Johannes und Jakobus kamen und halfen. Sie füllten beide Boote. Die Boote drohten zu sinken. So voll waren die Boote. Ganz voll von den vielen Fischen.

Sich selbst erkennen

Da erschrak Petrus sehr. Er wußte auf einmal, wer das war, der in seinem Boot saß: Jesus, der Sohn Gottes. Gott war ihm ganz nahe. Petrus merkte, wie wenig er zu diesem Herrn paßte. Er warf sich vor Jesus auf die Knie. Er rief: »Herr, geh weg von mir, ich bin ein sündiger Mensch!« Jakobus und Johannes erschranken auch.

Zu Jesus gehören

Jesus aber sprach zu Petrus: »Fürchte dich nicht! Hab keine Angst, Petrus! Ich geh nicht von dir weg. Von nun an sollst du bei mir bleiben. Von jetzt an sollst du Menschen fangen. Du darfst mit mir gehen und mir helfen, Menschen zu Gott zu bringen.«

Mit Jesus gehen

Da brachten sie die Boote an das Ufer. Sie verließen alles und folgten Jesus nach. Sie blieben bei Jesus: Petrus und Andreas, Johannes und Jakobus.

Lernspruch: Jesus sprach zu Simon: »Fürchte dich nicht, denn von nun an sollst du Menschen fangen« (Lk 5, 10).

Hannelore Pfeffer

3. Levis Berufung

(Lk 5, 27–32; Lk 6, 12–16)

Nicht die Gesunden bedürfen des Arztes, sondern die Kranken.

In Kapernaum

Jesus war in Kapernaum. Er hatte einen Lahmen geheilt. Er war bereit zu helfen, er war bereit zu heilen.

Der Zöllner Levi

Als er weiterzog, sah er am Tor Levi. Levi war Zöllner. Levi nahm Zoll für den Kaiser in Rom. Er nahm Zoll für Fische und Eier, für Stoffe und Vieh, für alles, was durch dieses Tor in die Stadt gebracht wurde. Und er nahm mehr, viel mehr, als er mußte. Levi betrog. Er war ein Betrüger. So wurde er reich. Aber so wurde er auch arm. Ein armer Reicher, ohne Freunde, ohne Liebe, ohne Gott. Ganz allein, beschimpft, verachtet, ausgestoßen.

Jesus sieht Levi an

Und Jesus sah ihn am Zollhaus sitzen, einsam, verlassen. Das sagte Jesus zu Levi: »Komm, Levi! Komm mit und folge mir nach! Ich will, daß du mein Jünger wirst. Du sollst zu mir gehören und ich zu dir!«

Levi erkannte: Er sieht mich an! Er ruft mich. Er will, daß ich komme. – Ich folge ihm.

Levi gehört zu Jesus

Und Levi stand auf, er ließ den Tisch, das Geld, das

Zollhaus und folgte Jesus nach. Jesus hatte gesagt: »Komm!«
So kam er.

Ein Freudenfest

Und Levi lud Jesus in sein Haus und richtete ein Festmahl, ein Freudenmahl. Und Jesus war da und seine Jünger und viele Zöllner und andere verrufene Gestalten und solche, die waren wie Levi.

Was tut er da?

Da kamen die Pharisäer vorbei, die Frommen, die alles genau wußten. Sie sahen das alles und sagten zu Jesu Jüngern: »Euer Meister, was tut er da? Warum sitzt ihr mit solchen an einem Tisch, mit Zöllnern, mit Sündern? Die sind doch gemein! So macht Jesus sich selbst gemein! Ist er etwa ihr Freund?«

Die Kranken brauchen den Arzt

Und Jesus hörte das, was sie fragten. Er antwortete ihnen: »Die Gesunden brauchen den Arzt nicht, den brauchen die Kranken. Ich bin ihr Arzt. Ich will ihnen helfen. Ich will sie heilen. Ich bin nicht gekommen, um euch zu rufen, euch, die Gerechten. Ich rufe diese zu meinem Vater. Ich rufe sie, daß sie umkehren von ihren verkehrten Wegen und heimkommen zum Vater.«

Arm und doch reich

So kam es, daß der reiche Levi alles verließ, was er hatte. Er wurde arm und wurde doch reicher als je zuvor.

Gerufen und erwählt

Bald danach ging Jesus hinaus, weg von den Menschen. Er ging auf einen Berg. Er betete dort, er betete die ganze Nacht. Und als es Morgen geworden war, rief er die zu sich, die ihm nachfolgten. Aus ihnen wählte er zwölf. Zwölf Männer, die seine Boten sein sollten, seine Apostel, seine Gesandten. Simon Petrus gehörte dazu und sein Bruder Andreas. Die Brüder Jakobus und Johannes wählte er, dazu Philippus und Nathanael, der später Bartholomäus genannt wurde. Und den Zöllner Levi, der später Matthäus hieß. Dazu kam Thomas, der Zwillingsbruder, und Jakobus, der Sohn des Alphäus. Auch Simon, der Zelot, gehörte dazu, der die Römer mit Waffengewalt vertreiben wollte. Und Judas, der Sohn des Jakobus, und Judas Ischarioth, der Jesus verriet.

Lernspruch: Jesus spricht: Die Gesunden bedürfen des Arztes nicht, sondern die Kranken. Ich bin gekommen, zu rufen die Sünder zur Buße, und nicht die Gerechten (Lk 5, 31. 32).

Hiltrud Hosse

4. Jesus und die Samariterin

(Joh 4, 1–42)

Wie Jesus den Durst nach Leben stillt.

Der Jakobsbrunnen kann den Durst nach Leben stillen

Vielleicht hat eins von euch schon einmal so richtig Durst gehabt – und es war nichts zum Trinken da! Das kann vorkommen bei einer langen Wanderung in glühender Sonnenhitze. Wenn man schließlich zu einer Quelle kommt, aus der frisches Wasser quillt, dann lebt man wieder richtig auf. Wir brauchen eben das Wasser zum Leben – noch nötiger als das Essen. Nun gibt es aber Länder, in denen es nur einmal im Jahr kräftig regnet, in der Regenzeit. In der langen Trockenzeit fließt fast nirgends mehr Wasser. Wie können da die Leute ihren Durst stillen? Sie müssen einen tiefen Schacht in die Erde graben, bis sie auf das Grundwasser stoßen, das sich in der Tiefe angesammelt hat. So hatte einst auch Jakob, der Stammvater der 12 Stämme Israels, solch einen Brunnen graben lassen. Wenn Vater Jakob, seine Kinder und seine Haustiere Durst nach Wasser hatten, ließ man an einem langen Seil einen Eimer in das unten stehende Wasser und schöpfte es aus der Tiefe herauf. Dieser Jakobsbrunnen stillte den Durst von Mensch und Vieh auch noch zu der Zeit, als der Herr Jesus durch das Heilige Land zog.

Der Jakobsbrunnen lag allerdings im Gebiet der Samariter, außerhalb der Ortschaft Sychar, am Fuß des Berges Garizim. Auf diesem Berg Garizim kamen die Samariter zusammen, wenn sie Gottesdienst feierten. Sie kamen nicht auf den Berg Zion, wo in Jerusalem der Tempel stand. Die Samariter und die Juden hatten nämlich Streit miteinander. Kein rechter Jude wollte etwas zu tun haben mit einem Samariter – »und Gott will auch nichts mit den Samaritern zu tun haben« – meinten die frommen Juden. So blieben die Juden und die Samariter getrennt, unter sich.

Die samaritanischen Frauen von Sychar hatten in der Morgenfrühe und am späten Abend Gelegenheit, zusammenzukommen. Um diese Zeit, wenn es ein wenig kühler war, ging nämlich jede Hausfrau mit einem Krug auf dem Kopf zum Jakobsbrunnen, um Wasser zu holen. Wasser für den Durst zu besorgen, das war Frauensache. Sie benützten freilich diesen Treffpunkt am Jakobsbrunnen auch dazu, um miteinander zu reden, am liebsten über andere Leute, zum Beispiel über die eine Frau, die ständig Stoff zum Stadtgespräch lieferte. Die trieb es nämlich mit den Männern!

Mal hatte sie den, mal jenen, aber mit keinem war sie verheiratet. »Das ist schon der sechste, mit dem sie jetzt zusammenlebt«, erzählten sich die anderen Frauen voller Empörung und Verachtung. »Dieses Luder kann anscheinend nicht genug kriegen«, schimpften sie. Ach nein, sie konnte nicht genug kriegen. Sie konnte nicht zufrieden werden. Sie war zugleich lebenslustig und lebensdurstig. Sie meinte, ihren Lebensdurst selber stillen zu können – mal bei diesem, mal bei jenem Mann. Sie suchte, was man nicht findet in Liebe und Ehre und Glück, und sie kam nur belastet mit Sünde und unbefriedigt zurück. Bis sie eines Tages die frohe Entdeckung machte:

Der Heiland der Juden kann den Durst nach Leben stillen

Laßt euch erzählen, wie die lebensdurstige Frau zu dieser Erkenntnis kam. Im südlichen Teil des jüdischen Landes waren viele Menschen zu Freunden Jesu geworden. Aber je mehr Menschen für Jesus waren, desto mehr wandten sich andere gegen ihn. Da verließ er Judäa, den südlichen Teil des Landes, um in den nördlichen Teil zu gehen, aus dem er gekommen war. Dieser Landesteil hieß Galiläa. Zwischen den beiden Landesteilen aber lag das Gebiet der Samariter. Ihr wißt schon, warum jeder rechte, fromme Jude um dieses Gebiet einen großen Bogen machte. Aber Jesus tat das nicht. Nach seines Vaters Willen mußte er mitten durch Samarien reisen. So kam er zu der Stadt Sychar. Als er mit seinen Jüngern bis zum Jakobsbrunnen gegangen war, war er von

der weiten Wanderung so müde, daß er sich am Brunnen ausruhen mußte. Seine Jünger gingen in die Ortschaft, um etwas zum Essen zu kaufen. Aber Durst hatte Jesus auch. Die heiße Sonne stand nämlich gerade am höchsten. Es war Mittag. Er konnte jedoch seinen Durst nicht stillen aus dem Jakobsbrunnen. Er hatte nichts dabei, um das Wasser aus der Tiefe zu schöpfen.

Aber seht, da kommt gerade eine Frau auf den Brunnen zu, ganz allein, einen Krug auf dem Kopf, einen Schöpfeimer an der Hand. Jesus spricht sie an: »Bitte, gib mir zu trinken!« Erstaunt erwidert die Frau: »Du gehörst doch zu den Juden. Wie kannst du von mir etwas zu trinken erbitten, wo ich doch eine samaritanische Frau bin« – und was für eine, mochte sie dazuhin gedacht haben! Mit solch einer will doch kein rechter Mann, erst recht kein frommer Jude, etwas zu tun haben! Wenn der wüßte! Ach, dem Herrn Jesus braucht man nichts über einen Menschen zu sagen. Er weiß gut, was im Menschen ist. So weiß er auch, daß diese Frau einen viel schlimmeren Durst hatte als er, einen ungestillten Durst im Herzen, einen Durst nach Leben. Darum sagte er nun zu ihr: »Wenn du wüßtest, was Gott dir jetzt geben will, und wenn du erkennen würdest, wer dich eben um Wasser gebeten hat, dann würdest du diese Bitte an *ihn* richten, und er gäbe dir Wasser aus der Quelle des Lebens.« Das versteht die Frau nicht, deshalb spricht sie zu ihm: »Herr, du hast doch nichts, womit du aus dem tiefen Brunnen schöpfen könntest; und aus welcher Quelle willst du denn frisches Wasser haben? Die sind doch alle vertrocknet! Kannst du mehr als unser Vater Jakob, der uns diesen Brunnen gemacht hat für die Trockenzeit?« Jesus gibt ihr zur Antwort: »Wer von derartigem Wasser trinkt, wird wieder Durst bekommen. Wer aber von jenem Wasser trinken wird, das ich ihm gebe, dessen Durst wird für immer gestillt. Denn das Wasser, das ich dem Menschen gebe, wird in ihm zu einer sprudelnden Quelle, die seinen Durst nach Leben auf ewig stillt!« Da sagt diese Frau zu Jesus: »O Herr, gib mir solches Wasser, damit mein Durst für immer gestillt ist und ich nie mehr herkommen muß, um Wasser zu schöpfen!«

Hat sie ihn nun verstanden oder nicht? Weiß sie nun,

welchen Durst Jesus stillen will? Nicht den Durst des Magens, sondern den Durst des Herzens, den Durst nach Leben. Um ihr das vollends klar zu machen, spricht Jesus die Frau nun direkt auf ihren Lebensdurst an und sagt zu ihr: »Geh, rufe deinen Mann und komme mit ihm her!« Ausweichend antwortet sie: »Ich habe keinen Mann.« Jesus erwidert: »Das hast du gut gesagt: Ich habe keinen Mann. Denn fünf Männer hast du schon gehabt, und der, den du zur Zeit hast, ist auch nicht dein Mann. Da hast du recht.« Da sagte die Frau voll Verwunderung: »Herr, ich merke, daß du mehr weißt als gewöhnliche Menschen. Ich merke, daß du ein Prophet bist. Wenn du aber ein Prophet bist, dann kannst du mir auch sagen, wie und wo man richtig zu Gott beten soll. Unsere Väter haben auf dem Berg da drüben Gott verehrt, und ihr Juden sagt, in Jerusalem sei der Ort, wo man anbeten soll.« Jesus geht auf die Frage ein: »Eins ist gewiß«, antwortet er der Frau, »unser Glaube ist der Wahrheit über Gott näher als der eure, denn das Heil und der Heiland kommt aus den Juden. Es wird immer weniger wichtig, ob man auf diesem Berg hier den Vater anbetet oder in Jerusalem. Denn es kommt die Zeit – und für dich ist sie jetzt schon angebrochen –, da werden die rechten, Gott wohlgefälligen Beter diejenigen sein, die Gottes Geist bekommen haben und Gottes Wahrheit erkannt haben.« – »Ja«, sagt die Frau voll Eifer, »ich weiß, daß der Heiland kommt, den man auch Christus nennt, und daß der uns all das genau sagen wird.« Jesus erklärt ihr frei heraus: »Ich bin der! Ich, der mit dir redet.« Welche Überraschung! Da ließ die Frau ihren Wasserkrug stehen und eilte zu der Stadt voller Freude. Sie hatte den Heiland gefunden! Sie hatte durch ihn den Geist Gottes bekommen und die Wahrheit Gottes erkannt. Die lebenslustige und doch so lebensdurstige Frau hatte erfahren: Der Heiland der Juden kann den Durst nach Leben stillen. Die Samariterin wußte nun, daß Jesus auch ihr Heiland ist. Nun mußten aber auch noch die Jünger wissen:

Der Heiland der Juden ist die Quelle des Lebens für alle Menschen

Als die Jünger mit dem eingekauften Essen zum Jakobsbrunnen zurückkamen, konnten sie nur die Köpfe schütteln. Kein jüdischer Schriftgelehrter hat damals mit einer Frau über Glaubensfragen gesprochen. »Religion ist doch nur Männersache«, dachten sie. Und mit einer samaritanischen Frau sprach ein anständiger Jude erst recht nicht! Aber die Jünger wagten es nicht, Jesus deswegen Vorhaltungen zu machen. Sie wollten das nicht gesehen und nicht gehört haben. Aber sie ermahnten ihn schließlich, er solle doch jetzt endlich etwas essen. Jesus wehrte ab und sagte: »Ich lebe von einer Speise, die ihr nicht kennt.« – »Wie?« fragten die Jünger einander. »Hat ihm inzwischen jemand etwas anderes zum Essen gebracht?« Da erklärte Jesus ihnen: »Ich lebe davon, daß ich den Willen dessen erfülle, der mich in diese Welt gesandt hat, daß ich sein Heilswerk zum Ziel bringe. Dieses Ziel sehe ich schon ganz nahe. Bis man die Getreideernte einholen kann, ist es noch weit; vier Monate, sagt ihr. Aber wenn ihr die Augen aufmacht, seht ihr, daß die Ernte Gottes schon begonnen hat. Schon werden Menschen aus anderen Religionen zur Quelle des ewigen Lebens, zum Heiland der Juden gebracht. Ich habe dazu eben den ersten Schritt getan. Ich habe vorgearbeitet. Ihr müßt in dieser Ernte Gottes weiterarbeiten. Dazu habe ich euch bestellt. Dann können wir uns miteinander freuen über eine reiche Ernte.« Etwas von dieser erfreulichen Ernte sollten die Jünger gleich zu sehen bekommen:

Sie sahen, wie eine Menge Samariter aus der Stadt strömte auf den Jakobsbrunnen zu. Wie kam das? Nun, als jene Frau in die Ortschaft zurückgekommen war, rief sie laut in den Straßen und Gassen: »Kommt zum Jakobsbrunnen! Seht euch den Menschen an, der dort ist! Der hat alles gewußt, was ich getrieben habe. Kommt und seht, ob das nicht der Heiland ist!« Sie mußte den Samaritern alles erzählen, was Jesus zu ihr gesagt hatte. Da glaubten viele aus der Stadt an Jesus. Deshalb kamen nun die Samariter scharenweise aus der Stadt und baten Jesus, daß er doch bei ihnen bleibe. Und er blieb

zwei Tage da. So haben sie von Jesus selbst noch mehr erfahren können über diese Quelle des Lebens, die den Durst nach Leben stillt. Und durch diese seine Predigten kamen Menschen zum persönlichen Glauben an Jesus. Sie konnten deshalb zu der Frau sagen: »Jetzt glauben wir an Jesus nicht nur wegen dem, was du uns erzählt hast, – wir haben ihn selber gehört. Und wir haben selber erkannt, daß dieser tatsächlich der Heiland ist für alle Menschen.«

Und nun hoffe ich, daß ihr jetzt auch nicht nur meine Erzählung über Jesus gehört habt, sondern daß Jesus selbst zu euren Herzen gesprochen hat, so daß ihr auch selber erkennt: Jesus ist wirklich und wahrhaftig der Heiland der Welt, der das Dürsten der Menschenherzen, den Durst nach Leben auf ewig stillt.

Lernspruch: Christus spricht: Wen da dürstet, der komme zu mir und trinke (Joh 7, 37).

Robert Simen

5. Jesus und der Sabbat

(Mt 12, 1–14; Mk 2, 23–3,6; Lk 6, 1–11)

Jesus ist Herr über den Sabbat

Darf man am Sabbat essen?

Viele, viele Menschen kamen zu Jesus. Sie wollten hören, was er ihnen von Gott sagte. Er sollte sie gesund machen. Er brachte ihrem traurigen Herzen Freude. Alles strömte herbei.

Das sahen auch die Vornehmen des Landes, die Schriftgelehrten und Pharisäer: Alles läuft diesem Jesus nach! Da wurden sie neidisch und böse auf Jesus. Zu ihnen sollten die Leute kommen, auf sie sollten sie hören.

Aber was sie den Menschen sagten, das interessierte diese nicht. Das brachte keine Freude und keinen Frieden ins Herz. Es waren lauter selbstgemachte Vorschriften. Besonders viele davon gab es über den Sabbat, den Sonntag in Israel. Da hieß es: Gott hat gesagt, daß wir am Sabbat nicht arbeiten sollen. Das stimmte. Doch Gott hatte dem Volk Israel den Sabbat gegeben, daß sich die Menschen von der Arbeit der Woche erholen konnten, daß sie Zeit hatten, an Gott zu denken und mit ihm im Gebet zu reden, daß sie in der Gemeinde zusammenkommen und sich an Gottes Güte freuen könnten. Der Sabbat war ein Geschenk Gottes an sein Volk: Einen Tag in der Woche nicht arbeiten müssen, sondern sich freuen, Gott loben, sich ausruhen und miteinander fröhlich sein – das war Gottes Wille für den Sabbat.

Doch die Pharisäer und die Oberen in Israel hatten eine Menge eigener Vorschriften über den Sabbat dazugemacht, und alle Leute sollten diese Vorschriften halten. Da hieß es etwa: Es ist verboten, am Sabbat mehr als einen Kilometer weit zu gehen, zu reiten oder zu fahren – das alles wäre verbotene Arbeit! Es ist verbotene Arbeit, am Sabbat etwas zu kleben. Am Sabbat Früchte pflücken ist Erntearbeit, Ähren zerreiben und die Körner essen ist Dreschen und

Mahlen: Verbotene Arbeit am Sabbat. Wer eine Nähnadel in seiner Jacke stecken hat, tut ein schweres Unrecht: Er schändet den Sabbat, weil er ein Arbeitswerkzeug am Sabbat herumträgt. – Noch viele solcher törichten Vorschriften hatten die Pharisäer sich ausgedacht. Damit verdarben sie den Menschen die ganze Freude am Sabbat, die ihnen doch Gott hatte schenken wollen. Vor lauter eigenen Gesetzen arbeiteten sie selbst gegen Gottes guten Willen!

Nun ging Jesus einmal am Sabbat mit seinen Jüngern an einem Kornfeld vorbei. Die Jünger waren so hungrig. Sie waren mit Jesus von einer Reise zurückgekommen, wo sie oft kaum Zeit zum Essen gehabt hatten. Und da standen nun die wunderschönen Ähren auf dem Felde. Die Jünger brachen einfach ein paar davon ab, zerrieben sie zwischen den Händen, lasen das Stroh aus und bliesen die Spreu fort. Wie gut die Körner jetzt schmeckten! Was die Jünger taten, war in Israel erlaubt. Jeder, der an einem Acker entlangging, durfte sich etwas nehmen, wenn er hungrig war. Das sagte sogar das Gesetz des Mose. Doch kaum hatten die Jünger begonnen zu essen, da hörten sie jemand schimpfen. Das kam aber nicht vom Besitzer des Ackers. Nein, Pharisäer waren Jesus und seinen Jüngern heimlich nachgegangen und hatten darauf gelauert, ob sie nicht etwas gegen ihre Vorschriften tun würden. Siehst du nicht, was deine Jünger tun? sagten sie zu Jesus. Das ist doch am Sabbat verboten! – Da sagte Jesus aber zu ihnen: Und wie war das denn damals beim König David gewesen? Habt ihr nicht in der Bibel gelesen, wie er einmal auf der Flucht vor seinem Feind ganz hungrig zum Priester kam, der gerade im Gotteshaus war. Und wie da David mit seinen Leuten von den heiligen Broten aß, die eigentlich nur der Priester essen durfte? – Und die Priester? Brechen sie nicht auch immer wieder den Sabbat dadurch, daß sie am Sabbat den Dienst im Tempel tun – und sind doch ohne Schuld? Ja, und hier geht es noch um Größeres als den Tempel.

Barmherzigkeit – nicht Opfer

Als seine Feinde darauf nichts sagen konnten, fuhr Jesus fort: Überhaupt habt ihr Gott gar nicht verstanden – sonst hättet ihr diese Unschuldigen nicht schuldig gesprochen. Denn Gott sagt durch den Propheten Hosea: Mir gefällt es, wenn ihr zu euren Mitmenschen barmherzig seid. Das ist mir viel wichtiger als Opfern und Einhalten von Vorschriften. Der Sabbat ist zur Freude und zum Heil der Menschen da; die Menschen sind nicht für den Sabbat geschaffen. Der Menschensohn ist ein Herr auch über den Sabbat.

Am Sabbat Gutes tun!

Nach diesem Erlebnis aber hatte Jesus an dem Tage noch lange keine Ruhe. Er ging nun – wie jeden Sabbat – zum Gottesdienst in die Synagoge. Und auch hier lauerten sie schon auf ihn.

Da war nämlich ein Mann unter den Zuhörern, der hatte einen kranken Arm. Seine Hand hing ganz abgestorben herunter. Er konnte mit ihr gar nichts mehr tun. Ein armer Mann! Nun warteten die Pharisäer, ob Jesus den Mann gesund machen würde. Dann hatte er den Sabbat gebrochen, hatte ein großes Unrecht getan – in ihren Augen. Als Jesus ihn nicht gleich heilte, fragten sie ihn noch ganz freundlich, um ihm eine Falle zu stellen: Ist es auch recht, Jesus, am Sabbat zu heilen?

Doch Jesus durchschaute ihre bösen Gedanken und rief den Mann mit dem kranken Arm nach vorne. Jetzt fragte er die Pharisäer: Soll man am Sabbat Gutes tun oder Böses tun, Leben erhalten oder töten? Dabei sah er die Pharisäer an, doch die gaben ihm keine Antwort, sondern schwiegen still. Da war Jesus traurig über die harten Herzen dieser Männer, die doch Gott dienen wollten. Er sagte: Wenn ihr zu Hause ein einziges Schaf habt, und das fällt in eine Grube, dann zieht ihr es doch auch heraus. Und wieviel mehr wert als ein Schaf ist doch ein Mensch! Am Sabbat darf man Gutes tun!

Zu dem kranken Mann aber sagte Jesus: Strecke deine

Hand aus! Und er streckte sie aus. Da war sie durch Gottes Kraft plötzlich so gesund wie die andere.

Jesus soll sterben

Alle Leute in der Synagoge freuten sich, daß der arme Mann wieder eine gesunde Hand hatte – nur die Pharisäer hatten eine Wut und einen großen Haß auf Jesus. Wie hatte er ihnen geantwortet, wie waren sie vor allen Leuten dumm dagestanden! Noch am gleichen Tage kamen sie zusammen. Sie hielten eine Beratung, wie sie Jesus umbringen könnten. Warum? Weil er am Sabbat Gutes getan hatte? Und sie? Sie hatten am Sabbat einen Mordplan gemacht. Jesus war traurig über sie, daß sie ihre Herzen so hart gemacht hatten.

Lernspruch: Wer Gutes zu tun weiß und es nicht tut, für den ist es Sünde (Jak 4, 17).

Karl Ebinger

6. Jesu Salbung durch die Sünderin (Lk 7, 36–50)

Wem viel vergeben ist, der liebt viel; wem wenig vergeben ist, der liebt wenig.

Viel vergeben

»Du Luder! Du Unverschämte! Du Hure!« Blicke voll Haß trafen die Frau. Schnell ging sie weiter. Die Leute schimpften hinter ihr her: »Du Ehebrecherin! Hörst du die Kinder nicht, wie sie fragen: Wo ist unser Papa? Du Ehebrecherin! Lockst die Männer zu dir. Siehst du nicht die Frauen weinen: Wo ist mein Mann? Du Ehebrecherin! Lockst den Frauen ihre Männer weg! Du gemeines Luder! Du Unverschämte! Du Hure!« – Endlich war die Frau weit genug weg und hörte ihr Schimpfen nicht mehr. Am liebsten wäre sie in der Erde versunken, so schämte sie sich. Sie hielt beide Hände vors Gesicht: Warum, warum habe ich mich nicht früher so geschämt? Warum habe ich es nicht früher gemerkt, was für ein Unheil ich anrichtete? Warum war es mir so egal, was die Kinder fühlten? Warum war es mir so egal, wenn die Frauen weinten? O Gott, was habe ich angerichtet! Fröhliche Familien unglücklich gemacht und über die Tränen und Schmerzen anderer gelacht. O Gott, jetzt, jetzt erkenne ich meine Schuld! Wohin soll ich gehen? Meine Sünden erdrücken mich. O Gott, welch eine Sündenlast liegt auf mir!

Plötzlich schreckte sie aus ihren Gedanken auf. Was war da vorne los? Dort standen Leute und hörten ganz gespannt einem Mann zu. Leise stellte sie sich dazu. Die Menschen bemerkten sie gar nicht, so aufmerksam achteten sie auf die Worte des Mannes.

»Gott hat mich nicht zu den Menschen gesandt, die sich für brav und gut halten, die brauchen und wollen ja keinen Heiland. Gott hat mich zu den Sündern geschickt. Ich bin für die da, die beladen sind mit Sünden. Die sich vor Gott schämen und sich am liebsten in die Erde verkriechen wür-

den. Zu denen sage ich: Kommt her zu mir, ihr alle, die ihr beladen seid mit Schuld, ich will euch fröhlich machen, euch die Sündenlast abnehmen.«

Sie sah niemanden mehr vor sich oder neben sich. Sie schaute nur auf diesen Mann. Und sie hörte seine Worte und glaubte ihm: Ich darf meine Sündenlast ihm abgeben! Alle meine schlimmen Sünden! Ja, er hat es gesagt! Schier unfaßbar groß und herrlich waren seine Worte. Die schwere Last der Sünde durfte sie ihm abgeben! Und er vergibt alles, alles!

Wenig vergeben

Wer von den Menschen, die da standen, wußte, was mit der Frau da hinten geschah? Wohl kein einziger. Sie achteten alle nur auf diesen Mann, auf Jesus. Ziemlich vorne stand ein frommer Mann, Simon, der Pharisäer. Auf seiner Stirn war eine Kapsel mit Gottes Worten festgebunden, am Gewand hatte er Kordeln zur Erinnerung an Gottes Worte. Simon, ein frommer Mann.

Jesus hörte auf zu reden. Da trat Simon zu ihm: »Jesus, deine Worte sind interessant. Willst du mein Gast sein? Gib mir die Ehre und iß bei mir.« – Und Jesus ging mit Simon. »Ja, wirklich interessant, was du gesagt hast«, meinte Simon unterwegs. »Gewiß hast du recht. Jeder von uns hat schon einmal etwas falsch gemacht.« Simon seufzte: »Ja, auch ich. Auch ich brauche Vergebung. Hier und dort habe ich einmal das Gesetz übertreten. Sonst mühe ich mich ja sehr, fromm und rechtschaffen zu sein, aber ab und zu . . .«

Inzwischen waren sie beim Haus Simons angekommen. Auch andere Gäste trafen ein. Die Diener beeilten sich und wuschen den Gästen die staubigen Füße und salbten ihnen das Haupt. Simon umarmte jeden herzlich und gab seinen Gästen den Willkommenskuß. Jesus wartete noch bei der Tür. Als alle begrüßt waren, trat er herzu. Simon grüßte ihn: »Sei willkommen!« Doch ihn umarmte er nicht und küßte ihn nicht. Als die Diener kamen und Jesus die Füße waschen und ihn salben wollten, winkte Simon ihnen mit der Hand, wieder wegzugehen. »Tritt ein, Jesus!« Simons Worte klangen höf-

lich, obwohl er Jesus eben so unfreundlich behandelt hatte. Die Gäste lagen schon auf den Polstern um den großen, reich gedeckten Tisch. Auch Jesus ließ sich nieder. Das Essen begann.

. . . der liebt viel – der liebt wenig

Leise öffnete sich die Tür. Ganz unbemerkt trat die Frau ein, die durch die Worte Jesu so getröstet worden war. Sie kniete hinter Jesus nieder. Tränen liefen ihr über das Gesicht. Seit langer Zeit weinte sie wieder. Aber nicht vor Trauer. Sie weinte vor lauter Dankbarkeit. Die schwere Sündenlast hatte Jesus ihr abgenommen. Sie wollte ihm danken, aber sie wagte es nicht, ihn anzusprechen. Sie holte ein Glasfläschchen hervor mit einer kostbaren Salbe und goß es über Jesu Füßen aus. Ihre Tränen vermischten sich mit der Salbe, da nahm sie ihre schönen langen Haare und wischte den Straßenstaub und die Tränen weg.

Simon hatte die Frau bemerkt. Er kannte sie, diese Hure. Entsetzt sah er Jesus an. Merkte Jesus nicht, was für eine Frau das war? Wenn er wirklich von Gott kam, mußte er doch erkennen, daß sie eine Ehebrecherin war! Plötzlich traf ihn der Blick Jesu. Er sah ihn an, und er wußte, was Simon dachte. »Simon, ich will dir eine kleine Geschichte erzählen.« Der Pharisäer warf noch einmal einen unfreundlichen Blick auf die Frau und nickte dann Jesus zu: »Erzähle!« – »Ein Mann hatte zwei Schuldner. Der eine war ihm 500 Silbergroschen schuldig, der andere 50. Der Mann sagte: ›Zahlt mir mein Geld zurück!‹ Betroffen standen die Schuldner da. Beide sagten kleinlaut: ›Wir können dir die Schuld nicht zurückzahlen.‹ Was tat da der Mann? Er sprach: ›Nun, so geht! Ich schenke euch das ganze Geld. Dir schenke ich die 500 Silbergroschen und dir die 50.‹ Simon, du kannst dir denken, wie sich die beiden Schuldner freuten!« Simon nickte. Jesus fuhr fort: »Simon, was meinst du, welcher von den beiden Schuldnern hat sich am meisten gefreut?« Simon lächelte: »Jesus, deine Frage ist einfach. Natürlich der, der

am meisten geschenkt bekam. Der hat sich auch am meisten gefreut, der hat den Mann am meisten geliebt.«

Jesus schwieg eine ganze Weile. Endlich sprach er: »Simon, merkst du nicht, daß diese Geschichte zu dir paßt und zu dieser Frau? Diese Frau hat viele, viele Schulden und Sünden bei Gott, und ich habe ihr für alle ihre Sünden Vergebung geschenkt. Schau, wie sie sich freut und wie sie mich dafür liebt! Und du, Simon? Du denkst: Ich habe so wenig Schulden und Sünden vor Gott, was brauche ich diesen Jesus? Warum soll ich ihn liebhaben? Ich bin zu dir gekommen, und du hast mir nicht die Füße waschen lassen, du hast mir nicht das Haupt salben lassen, du hast mir nicht den Willkommenskuß gegeben. Schau, diese Frau ekelt sich nicht, mit ihren Tränen meine Füße zu waschen, sie zu küssen und ihre kostbare Salbe für meine Füße zu verschwenden. Warum tut sie das alles? Ihr sind viele, viele Sünden vergeben, deshalb ist ihr Herz voll Liebe. Wem aber wenig Sünden vergeben sind, dessen Herz hat wenig Liebe.« Da wandte sich Jesus der Frau zu: »Frau, dir sind deine Sünden vergeben. Du hast meinen Worten vertraut, dein Glaube hat dich gerettet. Geh hin im Frieden Gottes!«

Da stand die Frau auf und ging. Aber die Gäste flüsterten miteinander: »Wer ist der, daß er Sünden vergibt?«

Lernspruch: Darin steht die Liebe: nicht, daß wir Gott geliebt haben, sondern daß er uns geliebt hat und gesandt seinen Sohn zur Versöhnung für unsere Sünden (1 Joh 4, 10).

Angela Werner

7. Der Glaube der Heidin

(Mt 15, 21–28)

Denen, die fest auf Gott vertrauen, wird er helfen.

Jesus sucht Ruhe (Mt 15, 21)

Wenn wir von Jesus etwas erzählen sollten, würde uns bestimmt vielerlei einfallen; denken wir nur an all die Krankenheilungen, die uns bekannt sind: Lahme konnten wieder gehen, Blinde konnten wieder sehen, Taube konnten wieder hören und noch vieles mehr. Da müssen sich doch alle Leute zur Zeit Jesu gefreut haben, daß dieser »Meister« damals lebte, oder was meint ihr? Ja, ihr wißt es schon, es gab da die Schriftgelehrten und Pharisäer, die sahen das Gute nicht, das Jesus tat. Sie hörten nur, daß er vieles sagte und vollbrachte, was vor ihm kein Mensch getan hatte, und deshalb regten sie sich auf. Aber dabei blieb es nicht, sondern sie bekämpften ihn richtig. Immer wieder versuchten sie ihm Fehler nachzuweisen und wollten durch schwierige Fragen erreichen, daß er etwas Falsches sagte. Natürlich durchschaute Jesus sie und antwortete ihnen immer richtig, aber solche Gespräche machten ihn ganz traurig und müde. So kam es, daß er nach solch einem Gespräch einmal zu seinen Jüngern sagte: »Kommt, wir gehen für einige Zeit ins Ausland, dort kennt mich niemand, und ich kann mich etwas ausruhen.«

Auch im Ausland sucht man Hilfe bei Jesus (Mt 15, 22)

Lange waren die Jünger mit ihrem Meister gewandert, als sie in Phönizien, in einem kleinen Ort, Halt machten. Hier wohnten Kanaaniter, die würden keine Hilfe bei Jesus suchen, da war er sicher ungestört. Jesus würde hier ganz in der Stille neue Kräfte sammeln können, und die Jünger waren froh, daß sie den Reden ihres Meisters in aller Ruhe zuhören konnten.

Doch als sie wieder einmal durch die Felder gingen, drehten sich plötzlich einige Jünger um; sie hatten wirklich gemeint, es hätte jemand gerufen. Doch dann sagte einer: »Das kann uns ja gar nicht gelten, unseren Meister kennt hier niemand.« – »Ja«, sagte ein anderer, »selbst wenn man schon bis hierher von seinen Wundern gehört hätte, einer von hier würde bestimmt nicht bei einem Juden Hilfe suchen.«

Doch während sie sich unterhielten, hörten sie, daß tatsächlich eine rufende Stimme immer näher kam, und als sie sich umdrehten, sahen sie eine Frau und hörten sie rufen: »Ach Herr, du Sohn Davids, erbarme dich mein! Meine Tochter wird von einem Teufel übel geplagt.«

Die Jünger sahen an der Kleidung, daß sich ihnen ein kanaanäisches Weib näherte, das laut »Sohn Davids« rief. Das war sehr erstaunlich bei einer Ausländerin. Ob Jesus ihr helfen würde? Nein, bis jetzt schien er das Rufen, das immer lauter wurde, gar nicht zu beachten, er blickte sich ja nicht einmal um. Da mußte doch auch der Frau klar werden, daß Jesus sie gar nicht hören *wollte*; warum wandte sie sich dann nicht ab, sondern rief nur immer lauter?

Ach, die Jünger konnten eben nicht in das Herz der Frau sehen, sonst hätten sie sie wohl verstanden. Die Frau hatte daheim eine kranke Tochter, der kein Mensch helfen konnte. Alles hatte sie schon ausprobiert, nichts half. Da hatte sie von diesem Jesus gehört, er sei der einzige, der auch unheilbar Kranke gesund machen könne. So unglücklich war sie gewesen, daß er immer nur in Israel war! Nun aber hatte sie gehört, daß Jesus da war, ganz in ihrer Nähe. Das war ja fast ein Wunder, daß er gerade hierher gekommen war. Nun würde sie alles versuchen, um seine Hilfe zu bekommen; sie würde so lange und laut rufen, bis er sie hören und ihrer Tochter helfen würde.

Jesus unterhält sich mit der Ausländerin (Mt 15, 23–27)

Nun überholte die Frau schon die hintersten Jünger, und immer lauter rief sie: »Ach Herr, du Sohn Davids, erbarme

dich doch!« Selbst die Jünger merkten jetzt, wie groß die Sorgen der Frau sein mußten, sonst hätte sie doch nicht immer weiter um Hilfe gerufen. Nun war die Frau direkt bei Jesus, und er reagierte immer noch nicht. Da sagte ein Jünger zu ihm: »Nun tu doch etwas, die Frau schreit doch so laut.«

Jesus hatte doch schon so vielen Menschen geholfen, warum nur half er heute nicht? – Eigentlich hätten es die Jünger selbst wissen müssen. Gott hatte seinen Sohn nach Israel gesandt, dort sollte er wirken und seine Wunder tun; die anderen Völker würden erst später von ihm hören. Und dies sagte Jesus nun auch zu dem Jünger: »Du weißt doch, daß ich nur das tue, was mein himmlischer Vater mir aufträgt, und der hat mich zu den verlorenen Schafen von Israel gesandt.« Die Frau war direkt neben Jesus gewesen und hatte seine Antwort gehört. Würde sie nun aufgeben? – Nein, die Frau war sicher, daß nur Jesus ihrer Tochter helfen konnte, deshalb ließ sie sich auch von seinen Worten nicht einschüchtern; sie warf sich vor Jesu Füßen auf den Boden, so daß er anhalten mußte und rief mit ganzer Kraft: »Herr, hilf mir!« Jesus sah auf sie nieder. Nun würde er doch helfen? Nein, er half immer noch nicht. Ob er wohl den Glauben der Frau prüfen wollte? Er sah sie nur an und sagte: »Es ist nicht recht, daß man den Kindern das Brot wegnimmt und wirft es vor die Hunde.« Oh, das war aber ein hartes Wort, ob die Frau nun doch aufgeben und weggehen würde? Stellt euch vor, sie ging nicht weg. Sie hatte wohl verstanden, daß Jesus ein hartes Wort gesprochen hatte. Aber nun hatte er sich ihr doch wenigstens zugewandt, hatte etwas zu ihr gesagt, nun würde sie bestimmt nicht aufgeben. Sie war sich ihrer Sache ganz sicher: Dieser hier, von dem sie schon so viel Gutes gehört hatte, hatte Macht, Wunder zu tun, so viel Macht, daß er sich gewiß auch über ein Hündlein erbarmen konnte, wenn er nur wollte. Und so sah sie voll Zuversicht zu ihm auf und sagte: »Es stimmt ja, Herr, in deinen Augen bin ich nicht mehr wert als ein kleines Hündlein, und deine Hilfe habe ich auch nicht verdient. Aber denke doch daran, daß auch von der Herren Tische Brosamen auf den Boden fallen, und die dürfen die Hunde doch essen.«

Jesus hilft!

Da wurde Jesus ganz froh! Wo solch ein großer Glaube zu finden war, da durfte er auch einer Ausländerin helfen, und so sagte er: »O Weib, dein Glaube ist groß! Dir geschehe, wie du willst.« Und als die Frau heimkam, da war ihre Tochter gesund. Wie froh wird die Frau gewesen sein, daß sie nicht früher umkehrte, sondern ganz fest auf Jesu Hilfe vertraut hatte und auch dann nicht aufgab, als sie eigentlich sicher sein konnte, daß Jesus ihr, der Ausländerin, nicht helfen würde.

Hört Gott auch unsere Bitten?

Vielleicht sagt nun eines von euch: »Ich habe den Herrn Jesus auch schon einmal um etwas gebeten, immer und immer wieder, und doch hat er mich nicht erhört.« Nun, Jesus hat zwar zu uns gesagt: »Bittet, so wird euch gegeben«, und daran dürfen wir auch ganz fest glauben, aber oft weiß Gott eben viel besser, was gut für uns ist, und er hilft uns auf eine ganz andere Art, als wir es erwartet hätten, und so merken wir gar nicht, daß er uns erhört hat. Vielleicht haben wir auch unsere Bitte falsch gestellt. Stellt euch einmal vor, eines von euch wird immer zornig und bittet nun den Herrn Jesus: »Ach bitte, laß doch alle Menschen nett zu mir sein, damit ich nicht mehr zornig werden muß.« Meint ihr, daß dies ein gutes Gebet war? Sollte das Kind nicht vielleicht so beten: »Bitte, Herr Jesus, hilf mir doch, daß ich es lerne, nicht mehr so schnell zornig zu werden.« Selbst dann kann es sein, daß das Kind beim nächsten Mal wieder zornig wird und dann sagt: »Was kann ich denn dafür, ich bin halt so, und Jesus macht mich ja auch nicht anders.« – Nein, so darf man es natürlich nicht machen. Gott hat zwar die Macht, alle unsere Wünsche zu erfüllen, aber er tut es zu seiner Zeit und auf seine Art. Wir aber dürfen zu jeder Zeit mit unseren Wünschen zu ihm kommen und ganz fest auf seine Hilfe vertrauen – wie die Ausländerin! – Paulus hat es einmal an eine Gemeinde in

Rom so geschrieben: »Seid fröhlich in Hoffnung, geduldig in Trübsal, haltet an am Gebet.«

Lernspruch: Seid fröhlich in Hoffnung, geduldig in Trübsal, haltet an am Gebet (Röm 12, 12).

Elsbeth und Martin Rose

8. Jesus in Bethanien

(Lk 10, 38–42)

Wie heißt man den hohen Besuch richtig willkommen?

Bethanien war nur ein kleines Dorf. Hier war nicht viel los. Dafür kannte jeder die große Stadt ganz nah dabei, Jerusalem. Auch die Bewohner von Bethanien gingen zum Einkaufen oft in die Hauptstadt. Dort gab es schöne Läden. Und natürlich zog der Tempel die Menschen an. Tausende von Besuchern strömten täglich zu dem prächtigen Bauwerk, um Gott zu loben und miteinander die schönen Psalmen zu singen.

So war Bethanien ein stilles Dorf. Nur Wanderer auf dem Weg nach Jericho kamen durch. Wenn man die Straße am Ortsausgang noch etwas weiterging, dann hörten bald die Äcker und Wiesen auf. Der Boden wurde hart und rissig. Hier wuchs nicht mehr viel. Die Wüste begann gleich hinter Bethanien.

Jesus ging sehr gerne in dieses Dorf

Das hatte seinen Grund. Dort lebten Leute, die Jesus sehr liebten. Und das war für Jesus immer das Wichtigste. Maria und Martha hatten Jesus eingeladen, auch in ihr Haus zu kommen. Sie waren bestimmt nicht reich. Aber das alles war für Jesus nicht wesentlich. Er ging immer dorthin, wo Menschen ihn einluden zu kommen. So brachten es Maria und Martha fertig, daß Jesus häufig von Jerusalem nach Bethanien hinüberwanderte und dort einkehrte.

Es war kein weiter Weg von Jerusalem nach Bethanien. Eine starke halbe Stunde zu Fuß. Der Weg führte am Garten Gethsemane vorbei. Dort machte Jesus oft Halt und betete. Es war still dort, und niemand störte ihn. Dann ging man über den Ölberg weiter. Manchmal blieb Jesus noch sitzen und

schaute über die Stadt. Ihm tat es weh, daß die Leute von Jerusalem so abweisend zu ihm waren. Hier wurde er nicht so herzlich eingeladen wie bei Maria und Martha. Viele, viele Menschen wohnten in dieser großen Stadt Jerusalem. Aber die Menschen hatten ihre Herzen vor Jesus zugesperrt. Vom Ölberg aus war es nicht mehr weit nach Bethanien.

Der überraschende Besuch

Jesus klopfte an der Tür des kleinen Hauses, in dem Maria und Martha wohnten. Wer wird es wohl sein? dachten die beiden Schwestern. Wer kommt jetzt? Aber als sie die Tür öffneten, freuten sie sich unbeschreiblich. Daß Jesus zu ihnen kam, in ihr Haus! Sie konnten es kaum glauben. Jesus hatte doch so viel zu tun. Nun nahm er sich Zeit für die beiden Frauen, die ihm so viel Liebe entgegenbrachten. Sie strahlten überglücklich und lachten. »Kommt herein!« riefen sie.

Jesus kam ja nicht allein. Bei ihm waren die 12 Jünger, die ihn begleiteten. Aber das erschreckte die beiden Frauen nicht. Solch ein Besuch war ein Fest. Was kann Schöneres passieren?

Das kleine Haus war jetzt aber wirklich voll. Es war gar nicht leicht, für jeden einen Platz zu besorgen, wo er sitzen konnte. Im Wohnzimmer war es etwas kühler als draußen in der Sonnenhitze.

Das Beste für Jesus

Martha war eine prächtige Frau. Sie wußte, wie hungrig solche Männer sein können. Sie sah es an den staubigen Füßen, daß sie heute schon einen weiten Weg zurückgelegt hatten. Nun mußte man rasch die guten Leute gastlich versorgen.

Sie rannte in die Küche und machte das Feuer an. Was soll ich nur kochen? dachte sie. Die Männer sollen nicht zu lange auf ihr Essen warten müssen.

Dann mußte der Tisch gedeckt werden. Plötzlich fiel ihr

ein, daß man frisches Obst anbieten könnte. Und Wasser sollte den durstigen Männern auch rasch hingestellt werden. Wie kam die gute Martha ins Schwitzen. Sie rannte in den Keller. Dann wieder zurück zur Küche. Ein Glück, daß es solche Frauen wie Martha gibt. Die sehen sofort, wo etwas fehlt und packen an, um Not zu lindern und zu helfen.

Martha wollte nichts anderes, als Jesus den Aufenthalt so schön wie nur irgend möglich machen.

Was ist bloß mit Maria los?

Völlig verschwitzt trat Martha ins Wohnzimmer, unter dem Arm einen Stoß Teller. Sie wollte den Tisch richten. Aber was sie da sah, das konnte sie kaum fassen. Da saß doch ihre liebe Schwester Maria und hörte Jesus zu. Sie tat nichts. Sie saß nur da und hörte. Sie hatte wirklich ihre Hände in den Schoß gelegt.

Das kann doch nicht wahr sein! dachte Martha. Sonst war Maria doch nicht so. Immer wenn es etwas zu arbeiten gab, war sie hilfsbereit zur Stelle. Nur heute kümmerte sie sich um nichts. Was war bloß los? Sie mußte doch wissen, wie hungrig und durstig die Männer waren. Sie hatte es doch sonst immer so selbstverständlich bei anderen Gästen auch getan, sie bewirtet und verköstigt. Warum blieb sie jetzt still sitzen?

Eigentlich hätte es Martha sehen müssen. Maria hörte Jesus zu. Jedes einzelne Wort nahm sie aufmerksam, richtig begierig auf. Was Jesus sagte, machte sie fröhlich. Darauf hatte sie lange gewartet. Und nun konnte sie nicht genug bekommen.

Das geht doch nicht!

Martha hatte Jesus lieb. Sehr lieb sogar. Darum rannte sie überall herum und bereitete das Essen vor. Und sie ärgerte sich auch über ihre Schwester, die sie jetzt im Stich ließ. Sicher hat sie sich auch geniert. Das ist doch peinlich, wie Jesus in unserem Haus behandelt wird! dachte sie.

Wie kann Jesus das zulassen? fragte sie sich. Darum unterbrach sie schnell seine Rede und fiel ihm ins Wort. Unwillig beschwerte sie sich: »Herr, fragst du nicht danach, daß mich meine Schwester allein dienen läßt? Sage ihr doch, daß sie mir helfen soll!«

Man spürte es am Ton, wie sie das sagte, daß sie am Ende war. Martha konnte einfach nicht mehr. Die Arbeit, die vielen Besucher waren ihr über den Kopf gewachsen. Sie verstand wirklich auch Jesus nicht mehr, wie er das überhaupt dulden konnte. Er hätte doch schon längst Maria in die Küche schicken müssen, wo sie hingehörte.

Was Jesus will

Jetzt schauten alle auf Jesus. Natürlich hat Martha recht, mußten die Jünger denken. Aber Jesus schaute Martha ernst an. »Martha, Martha!« sagte er. Sie konnte spüren, als Jesus ihren Namen aussprach, daß er es gut mit ihr meinte. Er liebte sie. Darum war er auch in ihr Haus eingekehrt. Und Jesus gab ihr auch recht: »Du hast viel Sorgen und Mühe!« Er hatte es längst beobachtet, wie sie rastlos eingespannt war. Sie hatte kein Ohr mehr für sein Wort. Ihr Kopf war ganz erfüllt von Essen und Trinken. Anderes hatte da jetzt keinen Platz mehr.

Jesus wußte, wie wichtig Brot und Wasser sind. Er selbst hatte Durst und Hunger in dieser Stunde. Aber war es nicht viel wichtiger, in dieser einen Stunde, wo er in Bethanien einkehrte, das zu suchen und aufzunehmen, was allein Jesus bringen und geben konnte?

Darum mußte Jesus Martha darauf hinweisen: »Eins aber ist nötig. Maria hat das Bessere erwählt; das soll ihr nicht genommen werden.«

So wichtig war es Jesus, daß Menschen auf sein Wort hören. Essen und Trinken sind doch dann in solchen Stunden nicht mehr wichtig. Das kann doch alles zurückstehen.

Martha muß es sehr tief getroffen haben. Sie wollte nur das Beste für Jesus. Und sie liebte Jesus. Darum setzte sie sich so ein. Aber dennoch wollte es Jesus anders. Er will, daß

Menschen sein Wort hören und ihm glauben. Er will zuerst uns bedienen und beschenken mit seinem Wort.

Das wäre schlimm, wenn wir den Kopf so voll von Aufgaben und Sorgen hätten, daß wir gar nicht mehr stillsitzen und ihm zuhören könnten, was er zuerst uns bringen will.

Lernspruch: Eins aber ist not. Maria hat das gute Teil erwählt; das soll nicht von ihr genommen werden (Lk 10, 42).

Winrich Scheffbuch

9. Jesus lehrt uns beten

(Lk 11, 1–13)

Wir dürfen zu Gott Vater sagen

Wir dürfen beten

Ein Mann, der in sehr großer Not war, träumte – nachher hat er's uns erzählt –: Er sah sich im langen Flur eines großen Amtsgebäudes, eines Hauses, in dem Behörden untergebracht waren. Rechts und links des Flurs waren viele Türen zu Zimmern. Er klopfte an einer, horchte, klopfte noch einmal und drückte die Klinke: Geschlossen! Er ging weiter zur nächsten Tür, klopfte, horchte, klopfte noch einmal und drückte die Klinke: Geschlossen! So den ganzen Flur hinauf und auf der anderen Seite wieder herunter! «So viele Türen, und keine offen für mich», sagte er sich. Dann wachte er auf und dachte: »Genau so ist es in meinem Leben. Jetzt, wo ich in Not bin: Es sind so viele Türen, und keine ist offen für mich. Es gibt so viele Menschen, und keiner will mir helfen.«

Aber *eine* Tür ist immer offen, die zu dem großen Gott. So hat uns unser Herr Jesus gesagt: »Bittet, so wird euch gegeben. Suchet, so werdet ihr finden. Klopfet an, so wird euch aufgetan.« Das gilt für die Tür zu Gott. Jesus selbst ist die für uns allezeit offene Tür zu Gott. An ihn dürfen wir uns immer wenden. Er ist für uns immer da. Wir dürfen allezeit beten. So sagt Jesus weiter: »Wer da bittet, der empfängt, wer da sucht, der findet, und wer da anklopft, dem wird aufgetan.« Das heißt: »Jeder, der bittet, empfängt . . .« Wenn schon menschliche Eltern ihren Kindern auf ihre Bitten hin Gutes geben, so wie sie's nur irgend können, wieviel mehr wird euer grundgütiger und unermesslich reicher Gott und Vater euch, wenn ihr ihn bittet, Gutes geben!

Wie wir recht beten

Als Jesus Mensch war und im Land Israel lebte, redete er viel mit Gott, seinem himmlischen Vater. Er betete viel. Die Jünger hörten ihn gelegentlich beten. Da übernachtete er etwa mit seinen Jüngern im Freien. Das tat er oft. Die Jünger waren durch die Wege von Dorf zu Dorf sehr müde. Und Jesus war auch müde. Aber er stand noch einmal auf und ging etwas beiseite und redete halblaut mit Gott. Die Jünger hörten manches mit. Und nachher baten sie ihn: »Herr, lehre uns doch auch beten.« Denn als sie Jesus beten hörten, merkten sie erst recht, wie arm und schwach dagegen ihr Beten war. Vielleicht hatten die Jünger zu Jesus gesagt: »Wir wissen nicht einmal, wie wir anfangen sollen, wie wir überhaupt zu Gott sagen, wie wir ihn anreden sollen. Du sagst ›Vater‹ zu Gott. Das verstehen wir. Du bist sein Sohn, vom Himmel zu uns gekommen. Aber wie sollen wir kleine Menschen mit unseren Fehlern denn zu Gott sagen?« Da antwortete Jesus: »Ich bitte für euch. So könnt auch ihr, durch mich, ›Vater‹ sagen. So dürft ihr Gott anreden: ›Unser Vater im Himmel.« Und so dürfen auch wir zu Gott sagen. Das ist etwas ganz Wunderbares, daß wir zu dem großen Gott, dem Schöpfer der Erde, der Sonne und aller Sterne »Vater« sagen können. Da werden wir auch einmal im Himmel nicht damit fertig, zu sehen, was das alles Schöne und Große in sich schließt.

Ein kleines Mädchen hatte beide Eltern verloren. Darauf kam sie zu ihr zunächst fremden, aber sehr netten Leuten. Und als sie dann einmal wieder ihre Schulfreundin aus ihrem früheren Wohnort sah, erzählte sie dieser voller Freude: »Denk dir, ich darf ›Vater‹ und ›Mutter‹ sagen.« Was ist es demgegenüber doch für etwas Großes, wenn wir zu *Gott* »Vater« sagen können.

Und nun die Frage: Um was dürfen wir denn eigentlich Gott bitten? Auch um die kleinen und alltäglichen Dinge? Eine alte Frau erzählte voller Freude in einem kleinen Kreis: »Ich habe eine wunderbare Gebetserhörung erlebt: Ich ließ irgendwo meinen erst kürzlich gekauften Regenschirm stehen, und trotz allem Besinnen kam ich nicht darauf, wo das

geschehen war. Und ich habe doch nur eine kleine Rente. Da bat ich Gott, er möge mich doch wieder den Regenschirm finden lassen. Kurze Zeit später kam eine Frau zu mir und sagte: »In den letzten Tagen bin ich wiederholt auf der Post gewesen. Da habe ich immer wieder einen Regenschirm stehen sehen, den dort jemand vergessen hat. Ich habe ihn nun einmal mitgebracht. Ist das nicht der Ihre? Ich meine, einen so ähnlichen bei Ihnen gesehen zu haben.« Sie holte ihn aus ihrer Tasche hervor, und der war's wirklich. Ist das nicht ein Wunder?« Da hat eine andere Frau, die auch in diesem Kreis war, gelacht und gesagt: »Wegen so etwas kann man Gott doch nicht bitten. Da hätte Gott viel zu tun, wenn er jeder vergeßlichen alten Frau wieder für ihren stehengebliebenen Regenschirm sorgen müßte.« Welche von den beiden Frauen hatte recht? Die, die jetzt gedankt hat dafür, daß sie wieder zu ihrem Regenschirm kam? Oder die andere, die sagte, um so etwas dürfe man nicht beten? – Ja, wir können auch um solche äußeren und kleinen Dinge bitten, wegen der Klassenarbeit in der nächsten Woche oder ähnlichen Dingen.

Nur dürfen das nicht unsere einzigen Bitten sein, ja nicht einmal die ersten. Unser Herr Jesus Christus hat uns ein wunderbares Gebet gelehrt, eben das Gebet, das so anfängt: »Vater unser im Himmel.« Es heißt dann weiter – wir sagen's gemeinsam –: »Dein Name werde geheiligt! Dein Reich komme! Dein Wille geschehe wie im Himmel so auf Erden! Unser tägliches Brot gib uns heute. Und vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unseren Schuldigern. Und führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Bösen. Denn dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit.« Was fällt euch da auf? Womit fangen die drei ersten Bitten an und womit die nächsten? Die ersten drei: »Dein . . . , dein . . . , dein . . .« Und dann heißt es weiter: »Unser . . . , uns . . . , uns . . .« Wer den himmlischen Vater liebhat, den, der uns so sehr liebt, der wird auch im Gebet mit Gott danken und gern so anfangen: »Dein Name werde geheiligt!« Man kann da in diesem Sinn zum Beispiel so bitten: »Lieber Vater im Himmel, ich möchte dir doch Freude machen mit meinem ganzen Leben: mit dem, wie ich mit meinen Eltern und Geschwistern lebe, wie ich

mich in meiner Schulklasse verhalte, wie ich mit meinen Freundinnen und Freunden umgehe. Hilf du mir! Laß mich dir keine Schande machen!« Wenn es auch uns in unserem Gebet zuerst so um Gott geht, dann dürfen wir danach gern auch wegen unseren Dingen Gott bitten, wegen der Klassenarbeit und all dem andern.

Zuerst Gott bitten, wenn wir andern etwas wirklich Hilfreiches geben wollen

Vielleicht ist einer in unserer Klasse, der im Turnen nicht so geschickt ist wie andere und auch mit dem Mundwerk nicht so flink wie andere. Die lachen ihn dann aus und treiben allerlei Schabernack mit ihm. Und der arme Junge leidet so sehr darunter und traut sich bald selbst gar nichts mehr zu. Da müßte man ihm doch eine Freude machen und ihm etwas sagen, was ihm wieder Mut macht, etwa: »Das und das war prima; das hast du fein gemacht.« Aber man ist da vielleicht recht ungeschickt. Der denkt dann etwa: Die haben Mitleid mit mir. Und das drückt ihn noch weiter hinab. Da ist es gut, sich zuerst an Gott zu wenden und ihn zu bitten, bevor man sich an andere Menschen wendet, um ihnen etwas Gutes und Hilfreiches zu sagen oder zu tun.

Das eben sagte Jesus in einer kleinen Geschichte, die er erzählte: Da hatte ein Mann Besuch bekommen; mitten in der Nacht war ein Freund gekommen, wohl mit Frau und Kindern. Die hatten sich arg verspätet. Sie waren zu Fuß gegangen und hatten nicht gedacht, daß es so weit wäre. Jetzt waren sie nicht nur schrecklich müde, sondern auch sehr hungrig. Und der Mann hatte rein gar nichts zum Essen im Haus. Vielleicht war er nicht besonders arm und hatte schon Geld hingerichtet, mit dem er am andern Morgen wieder Brot und andere Lebensmittel kaufen wollte. Aber jetzt war das nicht möglich. Da dachte er: »Ich will mir doch eben bei meinem Freund und Nachbarn da drüben ein paar Brote leihen. Ich habe gesehen, die haben gestern gebacken.« So ging er hinüber und klopfte vorsichtig. Er wußte: die haben nicht viel Platz; da sind bei den Eltern auch die kleinen Kinder

mit im Schlafzimmer; diese dürfen nicht aufwachen. Nach einiger Zeit ging da oben der Laden ein wenig auf. Und der Mann sagte durch den Spalt ärgerlich, so leise, daß die Kinder da drin nicht gestört wurden, und so laut, daß der da drunten merken konnte, woran er war, er solle ihn mit seinen Kindern gefälligst nicht stören, sondern machen, daß er fortkomme. Vielleicht war da drin eben ein Kind etwas erkrankt, hatte lang geweint und war nun endlich eingeschlafen; das wollen wir dem Mann zugute halten. Der da drunten vor der Tür in der Nacht besann sich: Gibt es sonst einen Weg? Nein. Und ohne daß meine Gäste etwas gegessen haben, dürfen sie auf keinen Fall sich niederlegen müssen. Das wäre ja furchtbar. Und so blieb er einfach da unten stehen. Er wartete eine ganze Zeitlang. Dann klopfte er noch einmal, noch behutsamer. Und wieder öffnete sich da oben der Laden ein wenig. Und wieder wurde der Mann abgewiesen, noch um einiges schärfer als vorher. Aber er blieb.

Ja, wenn er irgendeinen anderen Rat gewußt hätte, dann wäre er gegangen, aber er wußte keinen. Nach einiger Zeit klopfte er wieder, und noch einmal, bis es dem da droben zu dumm war und er aufstand und die Brote holte und sie dem Mann da unten gab, bloß damit er ihn endlich los war.

Das hat Jesus erzählt. Und dann hat er vom Schlechteren auf das Bessere geschlossen und gesagt: »Wenn sich schon ein so ungefälliger Mensch schließlich erbitten läßt und gibt, worum er gebeten worden ist, wie viel mehr wird der grundgütige und unendlich reiche Gott sich von uns erbitten lassen.«

So wollen auch wir uns zuerst Gott zuwenden, bevor wir uns anderen Menschen zuwenden. Wir wollen zuerst Gott bitten, bevor wir anderen Menschen etwas Hilfreiches zu geben, zu sagen und zu tun versuchen. Wir wollen Gott bitten: »Herr, ich bin ungeschickt, aber gib du mir die richtigen Worte und das richtige Verhalten, so daß ich den andern eine wirkliche Hilfe sein kann.«

Das gilt insbesondere auch dann, wenn wir solch einem Klassenkameraden in Not mit einem kurzen Wort vielleicht auch das sagen wollen: »Probier's doch auch einmal mit Beten; sag's dem Herrn Jesus; so mache ich's auch, und das

hat mir immer wieder geholfen.« Da kann man nur Gott darum bitten, daß es dem andern nicht lächerlich vorkommt, sondern daß er merkt: »Ja, das ist eine Hilfe, auch für mich. Ich will's auch versuchen.«

Lernspruch: Bittet, so wird euch gegeben. Suchet, so werdet ihr finden. Klopfet an, so wird euch aufgetan (Lk 11, 9).

Fritz Grünzweig

10. Jesus, Freund der Kinder

(Mk 10, 13–16)

Zu Jesus kann jeder kommen

Jesus ein vielbeschäftigter Mann

Jesus war ein vielbeschäftigter Mann. Täglich kamen Leute zu ihm mit irgendeiner Not. Kam er in ein Dorf oder eine Stadt, war er bald von vielen Menschen umringt. Oft waren es Kranke, die sich zu ihm drängten: Blinde wurden herbeigeführt; manche humpelten auf Krücken heran, und einige, die so gebrechlich waren, daß sie selbst nicht gehen konnten, wurden von Freunden zu Jesus getragen. Sie alle hatten nur einen Wunsch: Jesus möge sie gesund machen. Es gab auch Menschen, die einen Rat suchten, die ein kummervolles Herz hatten oder gar von einem bösen Geist geplagt wurden – auch sie suchten Hilfe bei Jesus.

Die meisten Menschen aber kamen zu ihm, weil er so wunderbar von Gott und Gottes Reich erzählen konnte. Jesus hatte für alle ein Ohr und half vielen Menschen. Ob er wohl auch Zeit und Verständnis für Kinder hat?

Kinder werden zu Jesus gebracht

Eines Tages um die Mittagszeit, als Jesus und seine Jünger im Schatten eines Baumes etwas ausruhen wollten, hörten sie auf einmal muntere Kinderstimmen. Als sie in die Richtung blickten, aus der der Lärm kam, sahen sie, wie eine bunt zusammengewürfelte Gruppe auf sie zukam.

Auffallend viele Kinder waren dabei, aber auch Frauen, sogar Männer gehörten dazu. Die kleineren Mädchen und Buben wurden auf Armen, Schultern oder auf dem Rücken getragen, und einige Mütter hatten sogar ihre Babys dabei. Die Mütter und Väter, Tanten und Onkel, die die Kinder zu

Jesus brachten, hatten nur einen Wunsch: die Kinder sollten den Herrn Jesus kennenlernen. Sie sollten ihn sehen, er sollte zu ihnen sprechen.

Auch eine Bitte wollten sie Jesus vortragen: Jesus sollte die Hand auf die Kinder legen und sie segnen. Sie rechneten fest damit, daß Jesus ihnen diese Freude machen würde. Frohgemut kamen sie daher. Die Kinder lachten und scherzten, die Erwachsenen unterhielten sich angeregt.

Die Jünger bremsen

Als aber die Jünger sahen, daß diese vergnügte, lärmende Schar auf Jesus zukam, traten sie ihr entgegen und sagten scharf: »Halt! Wo wollt ihr hin?« – »Zum Herrn Jesus natürlich«, riefen die Kinder und die Erwachsenen. »Das geht unmöglich«, sagten die Jünger. »Jesus hat keine Zeit für euch. Gerade erst hat er sich hingelegt, um sich ein wenig auszuruhen. Ihr könnt und dürft ihn jetzt nicht stören. Geht wieder heim.«

Mit einem solch unfreundlichen Empfang hatten die Eltern und Kinder nicht gerechnet. Zunächst standen sie verduzt da und sahen sich erschrocken an. Dann trat eine beherzte Mutter vor und sagte: »Ihr dürft uns nicht wegschicken, die Kinder haben sich so auf Jesus gefreut. Wir wollen zu ihm. Wir kehren nicht um.« Nun wurden die Jünger ärgerlich. So aufdringliche Leute hatten sie noch selten erlebt, und ziemlich grob sagten sie: »Was wollt ihr eigentlich? Unser Herr und Meister schafft es kaum, all den Wünschen der Erwachsenen gerecht zu werden, und nun soll er sich auch noch mit Kindern herumschlagen. Die sind ja noch viel zu klein. Die verstehen doch noch gar nicht, was Jesus sagt. Macht, daß ihr nach Hause kommt!«

Die Kinder waren ganz still geworden und sahen die schimpfenden Jünger ängstlich an. Auch die Erwachsenen sahen traurig drein. Als dann auch noch ein Baby zu weinen anfang und die Jünger abwehrende und unmutige Gesten machten, wollten sie enttäuscht umkehren.

Jesus greift ein

Da hörten sie auf einmal eine Stimme sagen: »Ihr lieben Kinder, ihr lieben Leute, geht nicht weg! Kommt her zu mir! Ich habe Zeit für euch.«

Es war Jesus, der so sprach, und zu den überraschten Jüngern sagte er verstimmt: »Lasset die Kinder zu mir kommen und wehret ihnen nicht; denn solcher ist das Reich Gottes.«

Die Kinder merkten als erste, was passiert war. Jubelnd sprangen sie auf Jesus zu und umringten ihn. Sie hatten sofort begriffen, daß hier jemand war, dem man vertrauen konnte, der Verständnis für sie hatte, der sie von Herzen liebte.

Jesus legte seine Arme um sie, nahm einen kleinen Buben auf den Schoß und streichelte die anderen Kinder.

Nachdem er mit jedem der Kinder gesprochen hatte, wandte er sich an die Erwachsenen und fragte sie mit ernster Stimme: »Ihr wollt doch alle in den Himmel kommen?« Als alle zustimmend nickten, fuhr er fort: »Gut, wenn ihr das wollt, dann müßt ihr werden wie die Kinder. Ihr dürft nicht meinen, ihr müßtet euch besonders anstrengen, um euch den Himmel zu verdienen. Ihr braucht die Liebe Gottes nur anzunehmen wie die Kinder Geschenke annehmen – ohne Vorbehalt und Hintergedanken. Freut euch über euren Vater im Himmel, und seid ihm dankbar für alle guten Gaben.«

Die Kinder, die zugehört hatten, verstanden diese Worte wohl noch nicht ganz, aber sie merkten: Jesus meint es gut mit uns, er liebt uns. Aufs neue drängten sie sich zu ihm, und Jesus legte die Hände auf sie und segnete sie.

Da spürten die Kinder und ihre Begleiter: Jetzt gehören wir zu Gott, und Gott wird immer bei uns sein.

Fröhlich und vergnügt gingen sie nach Hause und erzählten allen, die es hören wollten: »Jesus hat alle Kinder lieb.«

Lernspruch: Lasset die Kinder zu mir kommen und wehret ihnen nicht; denn solcher ist das Reich Gottes (Mk 10, 14).

Siegfried Kullen

11. Der reiche Jüngling

(Mt 19, 16–26; Mk 10, 17–27)

Wie man das ewige Leben gewinnt.

Das Gebet eines Vaters

Von einem frommen Mann in Württemberg wird erzählt, daß er in sein tägliches Gebet die Bitte einfließen ließ: »Lieber Heiland, ich bitte dich, laß meine Kinder nicht reich werden.« Als ihn ein guter Freund einmal fragte, warum ihm das so wichtig sei, soll er gesagt haben: »In der Bibel steht: Es ist leichter, daß ein Kamel durch ein Nadelöhr gehe, als daß ein Reicher ins Reich Gottes komme.«

In der folgenden Geschichte wird erzählt, an wen Jesus dieses Wort gerichtet hat.

Ein junger Mann stellt eine Frage

Eines Tages, als Jesus über Land ging, kam ein junger Mann auf ihn zu. Er war eine auffallende Erscheinung. Er trug prächtige Gewänder aus schönen, teuren Stoffen; seine Sandalen, reich verziert, waren von erlesenem Leder. Solche Kleidungsstücke konnte sich nur jemand leisten, der viel Geld besaß. Außerdem verrieten seine gepflegten Hände, daß er nicht körperlich arbeiten mußte.

Die Jünger, die Jesus begleiteten, staunten. Solche Leute kamen selten zu Jesus. Meistens waren es arme, kranke und verzweifelte Menschen, die sich an Jesus wandten. Dieser feine junge Herr mit seinen ernstesten, würdevollen Gesichtszügen war eine seltene Ausnahme. Er blieb vor Jesus stehen und redete ihn ehrfurchtsvoll an: »Meister, was muß ich Gutes tun, daß Gott mir das ewige Leben gibt?«

Alles wunderte sich über diese Frage. Wollte der junge Mann Jesus damit eine Falle stellen, so wie es die Pharisäer

gelegentlich versuchten? Oder wollte er nur diskutieren, weil es ihm langweilig war? Keiner wollte so recht glauben, daß es diesem jungen Mann ernst war mit seiner Frage nach dem ewigen Leben.

Die Leute kannten nämlich den jungen Mann. Er stammte aus einer sehr reichen, vornehmen Familie. Ihm hatte noch nie im Leben etwas gefehlt. Das sah man ihm ja auch an. Er besaß alles im Überfluß: Häuser, Gärten, Äcker, Vieh und Weinberge. Eine große Zahl von Mägden und Knechten arbeitete für ihn. Er konnte sich gut kleiden, gut essen und sich praktisch alles leisten, was er nur wollte.

Das war in der damaligen Zeit so viel Reichtum, wie wenn einer heute einen Sportwagen in der Garage stehen hat, in einem Bungalow mit Swimmingpool wohnt und ein Ferienhaus am Mittelmeer mit Segelyacht besitzt. So reich war der junge Mann, der Jesus diese eigenartige Frage stellte. Die hatte niemand von ihm erwartet.

Jesus prüft den jungen Mann

Jesus schaute ihn mit prüfendem Blick an. Als er erkannte, daß in dem jungen Menschen wirklich ein unruhiges Herz steckte, und daß er bestrebt war, ein gottgefälliges Leben zu führen, sprach er zu ihm: »Du fragst mich nach dem Guten? Gut ist nur Einer: unser Vater im Himmel. Und Gott selbst hat den Menschen gesagt, was man tun muß, um in den Himmel zu kommen: Halte die Gebote!« Diese Antwort hatte niemand erwartet; am allerwenigsten der junge Mann. Er hatte gedacht, Jesus würde etwas ganz Besonderes von ihm verlangen. Aber vielleicht kannte er nicht alle Gebote? Daher fragte er: Welche?

Da zählte Jesus die Gebote Gottes auf, die in Israel jedes Kind auswendig lernen mußte:

»Du sollst nicht töten; du sollst nicht ehebrechen; du sollst nicht stehlen; du sollst nicht falsch Zeugnis geben; ehre Vater und Mutter; und: du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst.« Erleichtert, fast fröhlich, antwortete ihm der junge Mann: »Das habe ich gehalten von meiner Jugend auf; was fehlt mir noch?«

Da sah ihn Jesus lange an. Er freute sich über ihn. Ja, es stimmte, der reiche junge Mann hatte sich immer bemüht, ein frommes Leben zu führen. In der Bibel heißt es sogar: »Jesus liebte ihn.«

Das entscheidende Angebot

Aber Jesus sah tiefer und wußte auch, warum der junge Mann innerlich so unruhig und voller Fragen war. Dieser Mann hing stärker an seinem Reichtum als an Gott. Jesus wollte ihm helfen, davon frei zu werden und sein Vertrauen ganz auf Gott zu setzen. Deshalb sagte er zu ihm: »Eines fehlt dir. Gehe hin, verkaufe alles was du hast und gib's den Armen, so wirst du einen Schatz im Himmelreich haben, und komm, folge mir nach!«

Alle Blicke richteten sich auf den reichen jungen Mann. Würde er das Angebot Jesu annehmen? Der junge Mann stand wie vom Schlag gerührt. Er hatte die Worte Jesu gut verstanden. Er hatte mit allem gerechnet, nur damit nicht. Er wäre gerne bereit gewesen, einen Teil seines Besitzes herzugeben; aber alles verschenken, das war zuviel verlangt. Sein Geld und seine Güter boten ihm doch Sicherheit, während Jesus ein armer Mann war. Er konnte einfach nicht glauben, daß Jesus ihm alles geben könne, was er zum Leben braucht. Der Reichtum hatte ihn blind gemacht für das Angebot Jesu.

Die Leute, die ihn gespannt beobachteten, sahen, wie sich sein Gesicht veränderte. Zuerst sprachen Trotz und Mißmut aus seiner Miene, dann wurden seine Augen immer trauriger. Langsam drehte sich der reiche Mann um und ging betrübt weg.

Die entsetzten Jünger

Es war eine peinliche Situation. Mit diesem Ausgang des Gesprächs hatte keiner gerechnet. »Wie kann man das Angebot der Nachfolge nur ausschlagen«, dachten die Jünger. »Hat der junge Mann nicht gemerkt, daß es doch das Schön-

ste ist, bei Jesus zu sein?« Sie spürten, wie Jesus sie ansah. Als sie aufblickten, sagte er zu ihnen: »Ein Reicher wird schwer ins Himmelreich kommen.« Betreten schauten die Jünger um sich. Sie verstanden immer noch nicht, warum ihr Meister so streng war. Da fuhr Jesus mit Reden fort: »Es ist leichter, daß ein Kamel durch ein Nadelöhr gehe, als daß ein Reicher ins Reich Gottes komme.« Die Jünger waren hell entsetzt. Plötzlich war ihnen aufgegangen, was Jesus meinte: Wenn man Jesus und seinem himmlischen Vater nicht ganz vertraut, dann kann man nicht das ewige Leben gewinnen, dann bleibt man verloren. Und sie merkten: Das galt auch für sie selbst. Auch ihr eigenes Herz hing noch an mancherlei Dingen. Voll Schrecken begannen sie zu fragen: »Wer kann dann überhaupt gerettet werden? Wer kann dann selig werden?«

Jesus sah sie nachdenklich an und antwortete ihnen: »Ihr selbst könnt euch nicht frei machen von euren Wünschen und Sehnsüchten, von euren Ängsten und Begierden. Bei den Menschen ist es unmöglich. Das kann allein Gott. Bei Gott sind alle Dinge möglich.«

Lernspruch: Fällt euch Reichtum zu, so hängt euer Herz nicht daran (Ps 62, 11).

Siegfried Kullen

12. Der reiche Mann und der arme Lazarus

(Lk 16, 19–31)

Die Entscheidung fällt in diesem Leben.

Jesus erzählte einmal folgende Geschichte:

Von einem reichen und einem armen Mann

Es war einmal ein reicher Mann. Er konnte sich alles leisten, was er sich nur wünschen mochte. Er trug die teuerste und feinste Kleidung und machte sich ein sehr schönes Leben. Alle Tage feierte er Feste und war fröhlich mit seinen Freunden und Brüdern. Deshalb war er sehr beliebt in der Stadt, alle grüßten ihn höflich und waren stolz, wenn er ihnen freundlich zunickte. Aber *einen* Menschen übersah er, einen, an dem er jedesmal vorbeigehen mußte, wenn er durch seine prächtige Haustür schritt: Dort auf den Stufen lag nämlich ein armer, kranker Mann namens Lazarus (d. h. »Gotthilf«). Der war sehr übel dran. Sein ganzer Körper war mit Geschwüren bedeckt, dazu quälte ihn ständig der Hunger. Er wartete darauf, daß ihm ein Diener ein paar Abfälle von den Mahlzeiten des reichen Mannes zuwarf. Wie oft wartete er vergeblich! Man übersah ihn einfach. Er war so schwach, daß er es dulden mußte, daß die herumstreunenden Hunde seine Wunden leckten. Kein Mensch kümmerte sich um ihn, und als er eines Morgens tot vor der Tür des Reichen lag, schaffte man den Leichnam schnell beiseite, niemand trauerte um Lazarus.

Bei Gott geborgen

Und Gott – hatte ER den Lazarus auch abgeschrieben? Hat der Ärmste vergeblich auf Gottes Hilfe gewartet? Nein, jetzt

zeigte es sich, daß Lazarus nicht verlassen war. Gott hat ihn nicht übersehen. ER schickte seine Engel. Die trugen ihn in Abrahams Schoß. Jetzt ging es dem Lazarus gut: er war geborgen wie ein Kind, wenn es ganz nahe beim Vater sein darf. Bei Abraham zu sein, bedeutet aber noch mehr: das heißt im Himmel, bei Gott sein. Jetzt weiß Lazarus, daß Gott ihn lieb gehabt hatte, auch als er so viel leiden mußte. Alles Elend und alle Schmerzen waren nun vergessen. Lazarus hat erfahren: Gott hat mir geholfen.

Fern von Gott

Eines Tages starb auch der reiche Mann. Er bekam ein prachtvolles Begräbnis, viele Menschen nahmen teil, viele Reden zu Ehren des Toten wurden gehalten, alle lobten ihn und erzählten, was für ein guter, tüchtiger Mensch er gewesen sei. Aber Gott sah den reichen Mann anders: Was hat er gemacht mit all den Gütern, die ER ihm anvertraut hatte? Nur zum eigenen Vergnügen verwendet! Nichts eingesetzt für den Armen, der vor seiner Haustür lag! Gott mußte zu ihm sagen: Du hast dein Leben verspielt, du kannst nicht an der Freude im Himmel teilhaben. So mußte der Ärmste fern von Gott im Totenreich qualvolle Leiden über sich ergehen lassen. Und er mußte sehen, wie glücklich er hätte sein können: In weiter Ferne sah er Vater Abraham, und Lazarus ganz nahe bei ihm sitzen. Da rief er laut: »Vater Abraham, hab Erbarmen mit mir! Schicke mir doch den Lazarus. Er soll seine Fingerspitze ins Wasser tauchen und meine Zunge ein wenig kühlen, denn ich leide große Qual in dieser Glut.«

Doch Abraham sagte: »Kind, denke daran, daß es dir im Leben immer gut gegangen ist. Du hast das ganz selbstverständlich hingegenommen. Lazarus aber hat Schlimmes ertragen. Nun wird er hier getröstet, du aber mußt dort Qualen erleiden. So hat Gott entschieden. Dieses Urteil kann nicht abgeändert werden. Zwischen uns und euch ist ein tiefer Abgrund, der von niemand überbrückt werden kann.«

»Wenn ich das gewußt hätte!«

»Wenn ich das gewußt hätte, wäre ich mit meinen Gütern anders umgegangen, mein Leben hätte ich anders verbracht«, dachte der reiche Mann. Aber nun war es zu spät. Ob man nach dem Tod bei Gott geborgen oder in der Qual fern von Gott sein wird, das muß sich in diesem Leben entscheiden.

Da mußte der reiche Mann an seine Brüder denken. Sie lebten genau so gedankenlos in den Tag hinein, wie er es getan hatte. Sollten sie denselben Weg ins Verderben gehen wie er? Wenn sie nur beizeiten gewarnt würden! So bat der reiche Mann in seiner Qual den Vater Abraham: »Wenn du schon mir nicht helfen kannst, so schicke doch wenigstens Lazarus in meines Vaters Haus; denn ich habe fünf Brüder, die soll er warnen, damit nicht auch sie hierher geraten an den Ort der Qual.« Aber Abraham gab ihm zur Antwort: »Sie haben die Worte Moses und der Propheten, die Heilige Schrift. Auf sie sollen sie hören, dann kennen sie den Weg, der ins Leben führt.« Aber der Mann in der Qual sagte: »Ach nein, Vater Abraham, es wäre besser, wenn ein Toter zu ihnen käme. Das würde ihnen großen Eindruck machen, dann würden sie ihr Leben ändern.« Doch Abraham entgegnete: »Wenn sie auf Mose und die Propheten nicht hören, werden sie sich auch nicht überzeugen lassen, wenn einer von den Toten aufersteht.«

Der Weg ins Leben

Jesus wollte mit dieser Geschichte etwas Wichtiges sagen: Gott hat uns unser Leben und unsere Gaben anvertraut, damit wir IHM zur Ehre leben und offen sind für die Nöte unseres Nächsten. Wenn wir gedankenlos dahinleben und nur auf unseren eigenen Nutzen aus sind, wenn wir nur unser eigenes Glück suchen, verfehlen wir den Sinn unseres Lebens. Durch Mose und die Propheten und dann durch den Herrn Jesus Christus hat Gott uns den Weg gezeigt, der in die ewige Freude bei IHM führt. Deshalb ist es wichtig, jetzt, in diesem Leben, auf Sein Wort zu hören und zu tun, was er uns

durch die Heilige Schrift, durch das Alte und das Neue Testament, sagt.

Beim Propheten Micha lesen wir: »Es ist dir gesagt, Mensch, was gut ist, und was der HERR von dir fordert, nämlich Gottes Wort halten und Liebe üben und demütig sein vor deinem Gott« (Mi 6, 8).

Lernvers: Es ist ja, Herr, dein G'schenk und Gab mein Leib und Seel und was ich hab in diesem armen Leben. Damit ich's brauch zum Lobe dein, zu Nutz und Dienst des Nächsten mein, wollst mir dein Gnade geben (aus EKG 247, 2).

Johanna Stahl

13. Das Scherflein der Witwe

(Lk 21, 1–4)

Jesus rechnet anders

Im Tempel von Jerusalem

Jesus hielt sich oft im Tempel von Jerusalem auf. Schon als Kind hatte er es gerne, bei den weisen Männern zu sitzen, die das Wort Gottes so verständlich erklären konnten.

Wenn Jesus in Jerusalem war, saß er oft lange Zeit im Tempel. Er erklärte den Menschen das Himmelreich in Gleichnissen oder sprach von den kommenden Zeiten.

Der Tempel überragte die Häuser von Jerusalem. Es war ein wunderschöner Bau. Marmor und vergoldete Metallplatten ließen die mächtigen Mauern – am schönsten morgens – leuchten in der aufgehenden Sonne.

Über Treppen, dann durch tiefe Torbogen gelangte man auf einen weiten Platz. Hier merkte man eigentlich nichts von einem Tempel. Es war auch nur der Vorhof zum Tempel, obwohl der Vorhof viel größer war als der Tempel selbst.

Hier auf diesen Vorhof hatte jedermann Zutritt, gleich ob er gläubiger Jude oder Heide war. Es ging wie auf einem Marktplatz zu. Leute standen zusammen und plauderten. Einige verhandelten sogar geschäftlich miteinander.

An der Seite dieses Vorhofs waren lange Wandelhallen. Die Säulen, die das Dach aus wertvollem Zedernholz trugen, waren elf Meter hoch. Es gab aber auch eine Wandelhalle, die in der Mitte Säulen mit 29 Metern Höhe hatte. Drei Männer konnten mit ihren Armen diese dicken Säulen nicht umfassen. So groß war der Tempel.

Hier in diesen Hallen diskutierten Schriftgelehrte miteinander. Da standen auch die Tische, auf denen man das Geld mit dem Bild des römischen Kaisers umtauschen konnte in besonderes Tempelgeld. Dort konnte man auch Spatzen und Tauben kaufen, wenn man Gott ein Dankopfer darbringen

wollte. So taten es die Mütter, wenn ein Kind geboren wurde.

Jesus war diese Unruhe im Vorhof des Tempels sehr ärgerlich. Er liebte dies nicht. Darum ging er rasch weiter und setzte sich meist in den Vorhof der Frauen. Er lag etwas erhöht über dem anderen Vorhof, in dem solche Unruhe herrschte. Über einige Treppen und durch eine Pforte, die den Namen »die Schöne« hatte, erreichte man diesen Vorhof der Frauen. Der Name der Tür stammte von den vielen Verzierungen.

Die Opferbüchsen

Der Vorhof der Frauen bildete gleichzeitig den Durchgang zum Vorhof der Männer, der noch höher lag. Die Frauen durften aber nicht näher an den eigentlichen Tempel mit seinem Allerheiligsten heran. So saß Jesus oft in diesem Vorhof. Da konnten alle zuhören, Frauen und Männer.

Manchmal schaute Jesus mitten im Reden auf. Er beobachtete dann die Leute. Viele gingen durch die Halle und legten ihre Opferspenden in die dort aufgestellten Büchsen.

Diese Opferbüchsen hatten im Volk einen Spitznamen. Man nannte sie die »Posaunen«. Das kam von ihren Öffnungen her. Während unsere Opferbüchsen meist nur einen schmalen Schlitz haben, waren die damals im Tempel weit geöffnet, wie ein Posaumentrichter. Dreizehn Opferbüchsen standen dort im Vorhof der Frauen. Viele Leute legten viele Gaben ein.

Uns überrascht das, wie Jesus den Leuten beim Einwerfen ihrer Geldspenden zuschauen konnte. Aber die meisten hatten es auch gerne, wenn sie beobachtet wurden. In der weiten Öffnung der Büchse konnte man seine Gabe blitzen und sichtbar werden lassen, bevor sie laut und mit hörbarem Klingen in der Büchse aufschlug.

Es waren große und wertvolle Opfergaben dabei. Gold- und Silberstücke wurden eingeworfen. Im Tempel brauchte man auch viel Geld: Holz zum Opfern der Tiere mußte besorgt werden, auch Weihrauch. Dazu kamen noch Reparaturen im Tempel.

Was die arme Witwe opferte

Immer wieder schaute Jesus auf. Er hörte nicht nur hin, wenn man die großen Geldstücke klirren hörte. Er schaute hin, wie eine arme Frau sich den Opferbüchsen näherte. An ihrer Trauerkleidung konnte man erkennen, daß ihr Mann gestorben war.

Seit diesem Tag lebte sie in großer Armut und Not. Sie war unversorgt. Geld konnte sie nur wenig und das auch sehr selten verdienen. Das wenige Geld, das sie besaß, war rasch aufgezehrt. Zum Einkaufen brauchte man Geld. Die Kleidung war teuer. Und die Miete für das kleine Zimmerchen, das sie bewohnte, war auch sehr hoch. Sie war wirklich arm, diese Witwe.

Sie trug nicht viel in ihrem Geldbeutel. Es waren zwei Scherflein. Mit denen hätte sie sich noch Mehl, aber auch etwas Brot kaufen können. Es war alles, was diese Witwe hatte.

Da schaute Jesus genau hin, wie diese Frau an den Opferbüchsen stand. Sie öffnete ihren Beutel und legte einfach alles ein, was sie hatte. Bestimmt war Jesus der einzige, der hinschaute. Die andern Leute schauten nur bei den großen Gaben hin. Sie machten einander aufmerksam: »Schau, das ist ein frommer Mann, was der einlegt!«

Aber nun gab diese Witwe in aller Stille ihre Gabe. Nur Jesus, aber auch seine Jünger, hatten es gesehen.

Was Jesus dazu meint

Als die Frau wieder gegangen war, wandte sich Jesus an seine Jünger. Sie merkten, daß er etwas ganz Wichtiges sagen wollte. Da pflegte Jesus dann seine Worte mit »Amen« einzuleiten. Das heißt ja übersetzt: Das ist gewiß wahr! Und so begann Jesus jetzt auch: »Wahrlich, ich sage euch, diese arme Witwe hat mehr als die Reichen alle eingelegt.«

Da schauten die Jünger verdutzt auf. Das stimmt doch nicht. Sie hat doch nur zwei Scherflein eingelegt, und zwei Scherflein sind nun einmal mit den wertvollen Gold- und

Silberstücken nicht zu vergleichen. Doch Jesus hatte sich nicht versprochen. Er rechnet anders. Bei ihm sind die zwei eingelegten Scherflein viel mehr wert als all die andern Gaben.

Wenn abends die Opferbüchsen geöffnet und die Gaben gezählt wurden, legten die Kassenrechner die Goldmünzen auf die Seite. Das war für sie das Wertvollste. Dann nahmen sie die Silbermünzen. Am Ende legten sie die Scherflein auf einen Haufen. »Das reicht nicht weit«, werden sie gedacht haben.

Aber Jesus dachte anders. Darum hat er es auch erklärt: »Diese Reichen haben alle von ihrem Überfluß eingelegt; die Witwe aber hat von ihrer Armut alles, wovon sie lebt, gegeben.«

Das stimmt ja. Bei den Reichen war auch die größte Gabe nur ein kleiner Teil ihres großen Besitzes. Oft behielten sie noch andere Münzen in ihrem Geldbeutel zurück. Aber diese Witwe hat alles, was sie hatte, eingelegt.

Es geht um mehr als um Geld

Jesus gefiel an dieser Frau ihr großes Vertrauen. Sie hatte ja keine Ahnung, was sie am Abend essen sollte. Das letzte Geld wurde von ihr im Tempel Gott geschenkt.

Doch wenn man diese Witwe anschaute, so war sie überhaupt nicht besorgt. Sie wußte, Gott wird für mich eintreten und mir weiterhelfen. Darum konnte sie so frei herschenken.

Einfach alles wollte sie Gott hergeben. Und sie wußte, daß Gott sie nicht verhungern läßt. Er wird sie wunderbar versorgen.

Die Jünger haben bestimmt lange darüber nachgedacht, wie ihnen Jesus das sagte. Sie konnten es nicht verstehen.

Erst viel später, als Jesus längst verurteilt und hingerichtet war, begriffen sie, was Jesus meinte. Da kamen sie erst richtig darauf, ob Jesus ihnen da nicht einen Hinweis auf sein eigenes Leben geben wollte. Das geschah doch genau zu dem Zeitpunkt, als seine Passion begann.

Da war Jesus so verlassen und arm, daß auch die Jünger

meinten, alles sei verloren und hoffnungslos. Aber aus diesem letzten Hingeben Jesu in seinem Leiden und Sterben hat Gott die größte Sache gemacht. Am Ostertag konnten die Jünger nur staunen. Und sie haben es erst langsam richtig begreifen und verstehen gelernt, wie Gott aus dem armen Sterben Jesu am Kreuz seinen herrlichsten Sieg und seine größte Tat für die ganze Welt gemacht hat.

So kam es, daß diese arme Witwe mit ihren zwei Scherflein ein Gleichnis wurde für Jesus. So hat er sich selbst auch hingegeben und Gott ganz fest vertraut. Er hat nichts für sich zurückbehalten.

Daher ging es Jesus auch nicht allein um unser Geld. Er will, daß wir unser Leben mit allem, was wir sind, ganz ihm hinschenken. Dann kann er etwas Großes daraus machen. Wo sich Menschen im Glauben ganz für Gott hingeben, da kann Gott Großes daraus machen, gleichgültig, wie gering oder arm es in den Augen der anderen Menschen auch sein mag. Gott rechnet da ganz anders.

Lernspruch: Wer kärglich sät, wird auch kärglich ernten; und wer reichen Segen sät, der wird auch reichen Segen ernten. Einen fröhlichen Geber hat Gott lieb (2 Kor 9, 6.7).

Winrich Scheffbuch

14. Zachäus

(Lk 19, 1–10)

Jesus verändert ein Leben.

Jesus kommt nach Jericho

Jericho war eine vielbesuchte Stadt. Wer von Galiläa nach Jerusalem hinaufwanderte, kam meistens durch Jericho. Gerne machte man hier Halt. Rund um Jericho herum war weite Wüste – aber in Jericho war fruchtbares Land. Hier konnte man sich erfrischen und ausruhen, ehe man weiterzog. So waren meistens viele Menschen in dieser Stadt.

Die Römer hatten in Jericho eine Zollstation eingerichtet. Jericho lag am Rande des jüdischen Landes. Es war eine Grenzstadt. Wer in die Stadt wollte, mußte deshalb an einer Zollschranke vorbei. Dort mußte er Zoll zahlen. Die Römer hatten das so eingerichtet. Sie waren ja die Herren des Landes. Ihre Befehle mußte man genau ausführen. Daran gab es nichts zu rütteln. Viele Leute aus dem Volk Israel waren zornig auf die Römer. Am liebsten hätten sie diese wieder aus dem Lande getrieben. Aber das war nicht möglich – die Römer hatten die Macht. Viele Soldaten befanden sich im Lande. Jeder geringste Widerstand wurde sofort niedergeschlagen. Wer sich gegen die Römer auflehnte, wurde hart bestraft. Das wußten alle Juden. Da war nichts zu machen. Man mußte die Befehle der Römer ausführen – man mußte auch den Zoll zahlen. Vom Volk Israel hatte niemand die Römer gern. Alle sagten: Mit den Römern arbeiten wir nicht zusammen. Niemand hilft ihnen.

Eines Tages herrscht eine große Aufregung in der Stadt Jericho. Viele Leute strömen dort zusammen. In Windeseile hatte es sich herumgesprochen: Jesus ist in Jericho. Jesus zieht durch die Stadt. Die Leute strömen aus allen Häusern zusammen. Sie umsäumen die Straße, durch die er zieht. Die meisten Menschen haben schon von Jesus gehört, doch viele

haben ihn noch nicht gesehen. Heute will jeder dabei sein. Jeder will ganz vornean sein. So drängen sich die Leute an der Straße entlang.

Ein reicher Zöllner

An der Zollschranke von Jericho sitzt Zachäus.

Er hat sich in den Dienst der Römer gestellt. Er arbeitet für die Römer. Er kassiert für sie den Zoll. Das ist ein gutes Geschäft für Zachäus. Er muß den Zoll abliefern, aber er bekommt eine gute Bezahlung dafür. Oft aber verlangt Zachäus von den Leuten mehr, als er den Römern abgeben muß. Den Rest schiebt er in die eigene Tasche. So wird Zachäus reich.

Heute hat Zachäus viel zu tun. Eine große Zahl von Menschen will nach Jericho. Alle passieren den Zoll. Nicht alle Tage gibt es einen solchen Andrang. Zachäus freut sich sehr. Das ist prima! Heute kann er viel Geld einnehmen! Und viel wird wieder für ihn übrigbleiben. Nicht alle Tage gibt es ein solch gutes Geschäft.

Ein ungeliebter Zöllner

Die meisten Leute wissen, daß Zachäus zu viel Zoll verlangt. Sie wissen, daß er ein Betrüger ist. Aber sie können nichts machen, denn Zachäus arbeitet für die Römer. Deshalb steht er unter dem Schutz der Römer. Sie murren und schimpfen – aber sie können nicht in die Stadt, wenn sie nicht den Zoll bezahlen. So ist Zachäus zwar sehr reich, doch niemand hat ihn gern. Er wird von den Leuten gemieden. Sie sind auch böse auf Zachäus, weil er mit den Römern zusammenarbeitet. Sie sagen: Wer mit den Römern zusammenarbeitet, ist unser Freund nicht mehr. Niemand geht zu einem Römer ins Haus, und niemand geht zu einem Menschen ins Haus, der mit den Römern zusammenarbeitet.

Zachäus hat ein schönes Haus in Jericho mit einem prächtigen Garten – aber niemand besucht ihn. Nur ab und zu

kommt ein anderer Zöllner. Zöllner besuchen sich gegenseitig. Aber sonst wird Zachäus von niemandem eingeladen und auch von niemandem besucht. Darüber ist er nicht glücklich. Er denkt: Ich bin zwar reich und habe alles was ich brauche – doch fehlt mir etwas. Mir fehlen Freunde. Ich habe keinen Menschen, der mich wirklich gern hat und dem ich vertrauen kann. Ich spüre, daß mich niemand liebt. Die Leute meiden mich alle. Wenn ich doch einen richtigen Freund hätte!

Ein geliebter Zöllner

Als Zachäus merkt, daß viele Menschen heute in die Stadt drängen, denkt er bei sich: Was ist denn bloß in Jericho los? Es ist auffallend, wie viele Leute heute in die Stadt wollen. Da hört er den Namen Jesus. Er hört von den Leuten, daß Jesus in der Stadt ist.

Das interessiert ihn! Er denkt: Diesen Jesus möchte ich auch gerne sehen. So oft habe ich schon etwas von ihm gehört, aber ihn noch nie gesehen. Alle Leute reden so viel von diesem Jesus. Ich muß ihn unbedingt heute sehen.

Er ruft einen seiner Zöllner her, die ihm unterstehen. »Komm«, sagt er, »setz du dich an den Zoll. Ich habe etwas anderes zu tun.« Er sagt nicht, was er vorhat – aber er beeilt sich sehr. Schnell räumt er alles zusammen und marschiert in die Stadt hinein. Viele Leute stehen dort herum. Sie drängen sich am Rande der Straße, durch die Jesus kommt.

Zachäus sieht fast nichts. Er ist klein von Person. Er sieht nur den Rücken der Leute. Am liebsten würde er sich ganz nach vorne drängen – aber das geht nicht! Die Leute lassen ihn nicht durch. Als sie gar sehen, daß es Zachäus ist, machen sie erst recht nicht Platz. Was will auch dieser Betrüger hier? Der hat hier bei Jesus gar nichts verloren! Zachäus spürt die Feindschaft der Leute. Schnell zieht er sich wieder zurück. Plötzlich hat er eine gute Idee. Er kennt sich in dieser Stadt gut aus und weiß, daß weiter vorne an der Straße ein Baum steht – ein Maulbeerbaum. Er weiß, daß Jesus sicherlich diesen Weg benutzen wird. Er könnte sich ja oben im Baum verstecken. In den Ästen und Blättern würde ihn niemand

vermuten, aber er würde gut heruntersehen können. Ja, das wird er tun.

Rasch macht er sich auf den Weg. Er eilt vornedraus. Als er am Maulbeerbaum ankommt, sieht er sich noch einmal um. Niemand beobachtet ihn. Niemand bemerkt ihn. Eilig klettert er den Baum hinauf. Er ist ganz aufgeregt. Oben findet er ein geschicktes Plätzchen – schön versteckt in den Ästen, aber doch so, daß er gut hinuntersehen kann.

Jetzt hört er, daß sich die Leute nähern. Sie kommen! Er kann es von oben gut sehen. Er beobachtet auch, wie die Menschen sich zusammendrängen. Er sieht in ihrer Mitte einen Fremden. Das ist sicherlich Jesus – das muß er sein. Zachäus freut sich, daß er Jesus sieht. Er hat ein so geschicktes Plätzchen, von wo aus er alles überblicken kann – und niemand weiß es!

Jesus kommt unten näher. Die Leute reden mit ihm. Jetzt kann ihn Zachäus ganz gut sehen. Er befindet sich genau unter dem Baum.

Doch plötzlich bleibt Jesus stehen. Er schaut zum Baum hinauf. Zachäus erschrickt. Der Atem stockt ihm. Ihm wird ganz heiß. Jesus schaut zu ihm hinauf, und alle Leute schauen gleichfalls hinauf. Zachäus ist ganz verwirrt. Daß man ihn auch hier oben entdeckt! Jetzt wird das Gespött der Leute anfangen!

Doch es ist unten ganz ruhig. Die Leute schauen auf Jesus – und Jesus schaut nach oben. Dann sagt Jesus mit deutlicher Stimme: »Zachäus, steig schnell von deinem Baum herab. Ich muß heute in deinem Hause einkehren. Ich will bei dir einen Besuch machen.«

Auf alles hatte sich Zachäus gefaßt gemacht – nur auf das nicht. Jesus will zu ihm kommen? Ja – er hat es deutlich gesagt! Wird ihn Jesus wegen seiner Betrügerei zur Rede stellen? Wird sich Jesus bei ihm beklagen? Er hat aber bei Jesus an seiner Stimme gemerkt, wie freundlich sie ist. Er schaut nach unten und sieht, daß Jesus auf ihn wartet. Zachäus wird plötzlich ganz froh. Alle Angst vergeht. Er spürt, daß es Jesus gut mit ihm meint. Er vergißt, daß alle anderen Leute böse auf ihn sind. Jesus will zu ihm ins Haus kommen! Das ist eine Überraschung! So schnell er nur kann,

steigt er vom Baum herab. Er schaut nicht auf die vielen Leute, die um Jesus versammelt sind. Er schaut nur auf Jesus und sieht den freundlichen Blick in den Augen von Jesus. Schnell geht er voran, und Jesus folgt ihm.

Die Leute bleiben stehen. Sie haben das alles beobachtet. Sie folgen Jesus nicht mehr zum Haus des Zachäus. Mit diesem Betrüger und Sünder wollen sie nichts zu tun haben. Sie sprechen miteinander. Man sieht es ihnen an, daß sie sich ärgern. Einige laufen böse weg. Sie schimpfen. Wie kann das nur sein, daß Jesus mit einem solchen Zöllner und Betrüger geht. Weiß Jesus denn nicht, was das für ein Mensch ist? Mit solchen Leuten hat doch Gott nichts zu tun. Dieser Zachäus verdient eine ordentliche Strafe. Sie sind empört. Niemand versteht, daß Jesus gerade auch solche Menschen sucht und liebt, wie den Zachäus. Niemand merkt, daß gerade Zachäus Freundschaft und Liebe benötigt.

Ein veränderter Zöllner

Zachäus nimmt Jesus mit großer Freude auf. Schnell ist alles für diesen wichtigen Besuch hergerichtet. Jesus soll sich hier wohlfühlen und es gut haben!

Doch Jesus schaut nicht auf das prächtige Haus und auf all die schönen Dinge in der Wohnung des Zachäus – nein, ihm ist nur Zachäus selbst wichtig. Zachäus wundert sich immer noch, daß Jesus bei ihm eingekehrt ist. Die Leute mögen ihn nicht – aber er spürt, daß es bei Jesus anders ist.

Jesus sagt: »Zachäus, du bist ein reicher Mann, du verdienst viel Geld. Du bist vielleicht sogar stolz auf deinen Reichtum und dein Geld – aber glücklich bist du nicht. Du hast fast alles, aber doch fehlt dir das Wichtigste.«

Zachäus hat aufmerksam zugehört. Er sagt zunächst gar nichts, sondern blickt nachdenklich auf den Boden. Woher ihn Jesus so genau kennt? Jesus hat recht – das spürt er. Er weiß, daß alle Leute ihn verachten und mit ihm kein freundliches Wort reden. Niemand tut ihm etwas Gutes. – Aber – macht er es nicht auch so? Hat er nicht viele Menschen betrogen? Hat er nicht selbst einen Graben geschaffen zwi-

schen sich und den anderen Menschen? Hat er mit seinem Reichtum Menschen aus der Not gerettet?

Zachäus sitzt nachdenklich da. Er spürt: Jesus ist wie ein Freund zu mir. Jesus weiß, was mir fehlt, und er ist so gut zu mir. Wie das wohltut! Zachäus merkt, wie sich in seinem Leben etwas ändert. Bisher hat er immer danach Ausschau gehalten, möglichst viel den Leuten abnehmen zu können. Jetzt sieht er an Jesus, wie wohltuend es ist, wenn man einem anderen Menschen eine Freude bringt. Er sieht plötzlich alles ganz anders an. Er merkt, daß er bisher völlig falsch gelebt und gehandelt hat. Er erkennt, daß er so nicht weitermachen kann. Das spürt er ganz genau! Jesus ist wie ein Freund in sein Haus gekommen – und das hat alles verändert.

Da steht Zachäus auf und tritt vor Jesus. »Herr«, sagt er, wie töricht, wie dumm habe ich bisher gelebt. Ich wollte froh und glücklich sein – aber ich betrog die Leute und habe ihnen zu viel Geld abgenommen.

Ich wollte immer nur nehmen und nehmen. Seit du bei mir bist, hat sich das geändert. Schau, die Hälfte von meinem Reichtum möchte ich den armen Menschen geben. Und dann habe ich viele betrogen. Ich möchte das Betrogene vierfach wieder zurückgeben. Du bist nicht gekommen, um mich zu verdammen. Ich merke, daß Gott gut zu mir ist. Ich will so auch zu anderen Menschen sein.«

Jesus schaut Zachäus schweigend an. Dann steht er freudig auf und sagt: »Heute ist bei dir wieder alles gut geworden, Zachäus. Gott liebt auch dich – wie jeden anderen Menschen im Volk Israel. Er ist der gute Vater über alle Menschen. Und ich bin zu allen Menschen von Gott gesandt. Viele Menschen sind von Gott weggelaufen. Es ist, wie wenn sie verloren wären. Aber ich suche sie alle. Ich möchte, daß sie zu Gott zurückfinden. Deshalb bin ich auch zu dir gekommen, Zachäus. Und deshalb bin ich gekommen, um zu suchen und zu erretten, was verloren ist.«

Lernspruch: Des Menschen Sohn ist gekommen, zu suchen und selig zu machen, was verloren ist (Lk 19, 10).

Otto Schaude

15. Die Gleichnisse vom verlorenen Schaf und vom verlorenen Groschen (Lk 15, 1–10)

Worüber Gott sich am meisten freut.

Zöllner sprechen miteinander über Jesus

»Seit Jahren bin ich nicht mehr zum Bethaus gegangen«, erzählte der Zolleinnehmer Achim seinem Kollegen Matthias. »Mir paßte es nicht mehr, daß alle von mir abrückten, wenn ich mich irgendwo hinsetzte. Und dann die vorwurfsvollen Blicke und das Getuschel hinter meinem Rücken: ›Zöllner, Sünder, Gottloser!‹ – Nein danke! Mit diesen frommen Leuten will ich nichts mehr zu tun haben. Und wenn ihr Gott ebenso unbarmherzig ist – nun, dann hilft es auch nichts, wenn ich in das Bethaus gehe. Aber heute abend gehe ich zu Levi.« – »So«, sagte Matthias, »ich habe auch eine Einladung bekommen, aber ich habe eigentlich keine große Lust, heute noch auszugehen.« – »Du mußt unbedingt kommen«, drängte Achim, »heute ist Jesus als Ehrengast dabei, den mußt du unbedingt hören.« – »Das ist doch der fromme Prediger, dem alle Leute nachlaufen!« bemerkte Matthias, »ich dachte, du wolltest mit den Frommen nichts mehr zu tun haben?« – »Jesus ist ganz anders!« rief Achim aus. »Er setzt sich mit Leuten wie du und ich an einen Tisch, er erzählt von Gott, der alle Menschen lieb hat. Er predigt ganz anders als die Schriftgelehrten, man merkt, daß er Vollmacht von Gott hat.« – »Gut, den will ich auch hören«, entschloß sich Matthias, »ich bin mit dabei heute abend.«

Solche Gespräche konnte man in jenen Tagen häufig in Kapernaum hören. Und am Abend füllte sich das Haus des Levi mit Zöllnern und anderen Leuten, die in der Stadt einen schlechten Ruf hatten. Alle wollten Jesus zuhören und mit ihm an einem Tisch sitzen. Es wurde ein großes Fest. Jesus sagte den Gästen: »Gott hat euch nicht verstoßen, ihr seid

sein Eigentum; er freut sich und nimmt euch auf, wenn ihr umkehrt und ein neues Leben beginnt.«

Was die rechtschaffenen Leute über Jesus denken

Auch andere Leute sprachen miteinander über Jesus: die frommen Pharisäer und Schriftgelehrten. »Ich weiß nicht, was ich über diesen Jesus denken soll. Seine Predigten finde ich recht gut. Wenn ich ihm zuhöre, meine ich, er ist wirklich ein frommer Mann«, sagte ein alter Lehrer der Heiligen Schrift. »Aber sieh dir doch seinen Lebenswandel an«, ereiferte sich ein junger Pharisäer, »mit was für Leuten verkehrt er! Mit Zöllnern und Sündern! Da weiß man alles. Heute abend gibt dieser Levi ein großes Fest Jesus zu Ehren. Und er wird in das Haus des Zöllners gehen, er wird mitten unter den verrufenen Leuten sitzen und wird mit ihnen essen. Er tut so, als wären es seine besten Freunde!« – »Ja, das ist unmöglich, daß ein frommer Mann sich wie ein Bruder verhält gegenüber solch schlechten Leuten!« stimmte der Schriftgelehrte zu. So dachten alle rechtschaffenen Menschen in Kapernaum.

Jesus erzählt den Frommen das Gleichnis vom verlorenen Schaf

Es tat Jesus leid, daß ihn die Frommen nicht verstehen konnten. Er wollte ihnen helfen, deshalb erzählte er ihnen eine Geschichte:

»Stellt euch vor«, sagte er, »einer von euch besitzt hundert Schafe. Eines davon verläuft sich im unwegsamen Bergland. Was wird er tun? Nicht wahr, er wird die neunundneunzig allein im Pferch lassen und sich auf die Suche machen nach dem einen Verlorenen. Er wird nicht nachlassen, bis er es findet. Und wenn er es endlich entdeckt, dann freut er sich, nimmt es auf seine Schulter und trägt das erschöpfte Tier nach Hause. Dann ruft er seine Freunde und Nachbarn zusammen und sagt zu ihnen: »Freut euch mit mir, ich habe mein verlorenes Schaf wiedergefunden!«

Jesus schaute seine Zuhörer an. Sie nickten nachdenklich

mit dem Kopf; ja, so ist es, dachten sie. Ein guter Hirte wird kein Schaf verloren geben, auch wenn er viele besitzt. Er wird es suchen und sich freuen, wenn er es gefunden hat. Aber sie spürten, daß Jesus ihnen nicht nur etwas über einen Hirten sagen wollte, sondern daß er ihnen eine wichtige Botschaft zu bringen hatte, die sie selbst anging. Erwartungsvoll blickten sie ihn an. Er sprach: »Ich sage euch: Bei Gott im Himmel wird mehr Freude sein über einen Sünder, der ein neues Leben anfängt, als über neunundneunzig andere, die das nicht nötig haben.« Ist das möglich, dachte der junge Pharisäer, daß unserem Gott solch ein Sünder wie Levi, ein Zöllner, wichtiger ist als wir Gerechten, die allezeit seinen Willen tun? Und der alte Gesetzeslehrer überlegte: Wenn Jesus recht hat, daß Gott die Menschen, die sein Eigentum sind, sucht wie der Schäfer sein verlorenes Schaf, wenn das stimmt, daß es seine größte Freude ist, wenn ein Sünder ein neues Leben anfängt, dann – ja dann müßte ich ja auch ganz umdenken, dann dürfte ich nicht empört sein, wenn Jesus zu den Zöllnern und Sündern geht, dann müßte ich mich mitfreuen.

Jesus erzählt das Gleichnis von der verlorenen Silbermünze

In die Gedanken seiner Zuhörer hinein begann Jesus noch eine kleine Geschichte zu erzählen: »Stellt euch vor, eine Frau hat zu ihrer Hochzeit zehn Silbermünzen bekommen. Sie hat sie an ihrem Festtagskopffputz befestigt, rechts fünf und links fünf. Wenn sie ihn trug, klingelten sie leise, und sie war stolz auf ihren Besitz. Aber eines Tages entdeckte sie, daß eine der Münzen fehlte. Was wird sie wohl tun?« Die Zuhörer lächelten, denn sie konnten sich vorstellen, was jetzt kam. »Nicht wahr«, fuhr Jesus fort, »die Frau wird Großputz machen: Sie zündet ein Licht an, fegt das Haus aus, sie sucht in allen Ecken nach ihrer Silbermünze. Und richtig, in einem dunklen Winkel blinkt es auf, sie greift zu – die Münze ist gefunden. Und dann ruft sie die Nachbarinnen zusammen, zeigt ihnen ihren Fund und sagt: ›Freut euch mit mir, diese

Münze habe ich verloren und nun wiedergefunden!« Die Nachbarinnen freuten sich mit ihr. Sie hatten das auch schon erlebt, wie das ist, wenn man etwas verloren hat, was einem lieb und kostbar ist. Und wie ist man froh, wenn man das Gesuchte wiederfindet!«

Auch die Zuhörer Jesu konnten sich in die Stimmung der Frau hineindenken. Und Jesus sprach: »Ich sage euch, genauso freuen sich die Engel Gottes und alle, die zu Gott gehören, über einen einzigen Sünder, der ein neues Leben anfängt.«

Nachdenklich gingen die Zuhörer Jesu weg. Haben sie verstanden, was er ihnen sagen wollte: Gott freut sich am meisten darüber, wenn ein Sünder ein neues Leben anfängt!? Ob der Pharisäer und der Schriftgelehrte die Einladung Jesu angenommen haben: Freut euch mit Gott, dann gehört ihr wirklich zu ihm!? Lukas sagt uns darüber nichts. Er meint, daß alle, die diese Gleichnisse Jesu hören und lesen, gefragt sind: Wo mußt du ein neues Leben anfangen? Gott freut sich über jeden, der sich die frohe Botschaft von Jesus zu Herzen nimmt. Durch Jesus sucht Gott die Menschen, die einen falschen Weg eingeschlagen haben.

Lernspruch: Jesus sagt: Es wird Freude sein vor den Engeln Gottes über einen Sünder, der Buße tut (Lk 15, 10).

Johanna Stahl

16. Das Gleichnis von der Güte des Vaters

(Lk 15, 11–32)

Wie ein Vater seine beiden Söhne liebt und mit beiden das Freudenfest feiern möchte, so will Jesus mit Sündern und Gerechten zusammen feiern.

Das darf nicht sein!

»Das darf nicht sein!«, so rief Simon, der Pharisäer, eines Tages laut. Was darf nicht sein?

Simon kam an diesem Tag am Haus des Zöllners Levi vorbei. Schon aus der Ferne hörte er fröhliche Stimmen. »Was ist denn da los?« dachte er sich. Als er näher kam, sah er, daß im Hause Levis ein Fest gefeiert wurde. Viele Zöllner saßen am Tisch. Aber nicht nur sie. Mitten unter ihnen – saß Jesus! Simon rieb sich die Augen. Hatte er recht gesehen? Jesus unter diesen Betrügnern? Da rief er laut: »Das darf nicht sein!«

Simon dachte so: Zwei Gruppen von Menschen gibt es auf der Welt: Gerechte und Gottlose.

Die Gerechten halten die Gebote Gottes. Sie tun, was Gott will. Die Pharisäer und Schriftgelehrten unter den Juden hielten sich für gerecht. Immer wollten sie den Willen Gottes tun. Sorgfältig achteten sie darauf, alles zu erfüllen, was das Gesetz Gottes vorschrieb.

Die andere Gruppe sind die Gottlosen. Die Zöllner gehörten zu ihnen. Sie steckten viel von dem Geld, das sie an der Zollstelle einsammelten, in ihre eigene Tasche. Sie handelten gegen das Gebot: »Du sollst nicht stehlen!«.

Simon dachte, wie alle Pharisäer dachten: Zwischen den Gerechten und den Gottlosen muß eine klare Trennung sein. Kein Gerechter darf mit einem Gottlosen zusammenkommen. Er könnte sonst auch so werden wie dieser. Kein Gerechter setzt sich mit einem Gottlosen an einen Tisch. Ein

tiefer Graben muß zwischen ihnen sein. Im Psalm heißt es: »Wohl dem, der nicht sitzt, wo die Spötter sitzen!«

Und was mußte Simon jetzt sehen? Jesus saß mit den Zöllnern an einem Tisch. Er, der den Willen Gottes tun wollte! Ein Freudenfest feierte er mit ihnen! – Das darf nicht sein!

Warum tust du das, Jesus?

Andere Pharisäer kamen zu Simon. Auch sie sahen, was Jesus tat. Sie ärgerten sich ebenso wie Simon. Einer sagte: »Dieser nimmt die Sünder an und ißt mit ihnen!«

Simon aber ging zu Jesus und fragte ihn: »Warum tust du das? Warum feierst du ein Freudenfest mit Zöllnern und Sündern?« Jesus gab Simon die Antwort mit einer Geschichte.

Der Vater und seine beiden Söhne

Jesus erzählte: Ein reicher Bauer hatte zwei Söhne. Ein großer Hof gehörte ihm. Viele Tagelöhner arbeiteten auf den Feldern. Die Söhne waren besser gekleidet als die Tagelöhner. Sie hatten Sandalen an den Füßen. An den Festtagen zogen sie schöne Kleider an. Der Vater hatte beide Söhne gleich lieb.

Der jüngere Sohn geht weg vom Vater

Doch eines Tages geschah etwas Unerwartetes:

Der jüngere Sohn trat zu seinem Vater ins Zimmer. Er sprach zu ihm: »Vater, gib mir den Teil des Vermögens, der mir gehört!« Der Vater erschrak sehr. Lange schaute er seinen jüngeren Sohn an. Doch dann entschloß er sich, ihm zu geben, was er wollte. Er zählte seinen ganzen Besitz zusammen. Dann machte er drei Teile davon. Nach dem damaligen Recht bekam der ältere Sohn zwei Teile, der jüngere eines. Das war damals im ganzen Land der Juden so.

Der Vater gab dem jüngeren Sohn seinen Anteil. Das war sehr viel Geld.

Einige Tage später packte der jüngere Sohn alles zusammen. Und er zog in ein anderes Land. Dort führte er jetzt ein Leben nach seinem eigenen Sinn. Er aß die besten Speisen, trank den besten Wein und kaufte sich die teuersten Kleider. Und fast jeden Abend feierte er ein Fest zusammen mit Freunden und Freundinnen. Er lebte in Saus und Braus und verpraßte alles.

Aber sein Geld wurde dabei nicht mehr.

Eines Tages hatte er alles verbraucht.

Gerade um diese Zeit wurden alle Waren sehr teuer. Eine Teuerung kam über das ganze Land.

Der jüngere Sohn aber hatte nicht einmal mehr genug Geld, um sich Brot zu kaufen.

Er mußte hungern.

In seiner Not suchte er nach einer Arbeit, um sich Geld zu verdienen. Doch niemand wollte in dieser schlechten Zeit einen Arbeiter einstellen.

Zuletzt ließ er sich von einem Bauern, zu dem er gekommen war, nicht mehr fortschicken. Er bettelte ihn an: »Schick mich nicht fort. Gib mir Arbeit. Ich muß sonst verhungern!« Der Bauer sagte: »Also gut, geh auf das Feld und hüte dort die Schweine!« Der junge Mann erschrak zuerst. Denn er war ein Jude. Für den Juden aber ist das Schwein ein unreines Tier. Man kann es im Tempel nicht opfern. Und kein Jude ißt Schweinefleisch. Jetzt konnte der junge Mann nicht mehr als Jude leben. Er aß das, was die Schweine fraßen. Und nicht einmal dieses Futter gab man ihm gern. Er mußte es sich nehmen.

Da saß er in seinem Elend.

Der jüngere Sohn kehrt um zum Vater

In seiner Not dachte er wieder an seinen Vater. Er sah die Tagelöhner seines Vaters vor sich, und er wußte, daß sie Brot genug zum Essen hatten. Er aber mußte hier fast verhungern. Ganz verzweifelt sprach er zu sich selbst: »Wie viele Tagelöh-

ner hat mein Vater, die Brot im Überfluß haben. Ich aber verderbe hier im Hunger. Ach, daß ich doch vom Vater weggegangen bin. Das war schlecht vor meinem Vater. Und das war auch schlecht vor Gott!« Da entschloß er sich, zu seinem Vater zurückzukehren. Er wollte ihm seine Schuld bekennen und ihn bitten, ihn als Tagelöhner aufzunehmen – nicht mehr als Sohn! Der junge Mann sprach: »Ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehen und zu ihm sagen: Vater, ich habe gesündigt gegen Gott im Himmel und vor dir. Ich verdiene nicht mehr, daß ich dein Sohn heiße; mache mich zu einem deiner Tagelöhner!«

Dann machte er sich auf den Weg und ging zu seinem Vater zurück.

Die große Liebe des Vaters zu seinem verlorenen Sohn

Der Vater hatte seinen Sohn nicht vergessen. Er dachte oft an ihn. Oft schaute er nach ihm aus. Und da sah er ihn in der Ferne kommen. Wie sah er aus! Ganz heruntergekommen war er!

Wieder geschah etwas Unerwartetes!

Es tat dem Vater im Herz weh, als er seinen Sohn so sah. Mitleid bekam er mit ihm. Es jammerte ihn. Er lief ihm entgegen. Der Sohn wollte vor seinen Vater hinknien. Groß war ja seine Schuld. Aber der Vater fiel ihm vorher schon um den Hals. So hinderte er den Sohn daran, vor ihm niederzufallen. Er küßte ihn zum Zeichen seiner Liebe. Der Sohn aber sprach: »Vater, ich habe gesündigt gegen Gott im Himmel und vor dir; ich verdiene nicht mehr, daß ich dein Sohn heiße!«

Das große Freudenfest

Nicht mehr »Sohn« wollte er sein, nur Tagelöhner. Aber der Vater dachte nicht so. Dieser junge Mensch war sein Sohn. Er hatte ihn neu geschenkt bekommen. Tot war er gleichsam gewesen – und jetzt wieder lebendig! Darüber freute sich der Vater sehr.

Zuerst sollte der junge Mann alles das wiederbekommen, was ihm als einem »Sohn« zustand. Darum rief der Vater den Dienern. Er sagte zu ihnen: »Bringt schnell das beste Kleid her und zieht es ihm an. Gebt ihm einen Fingerring an seine Hand und Schuhe an seine Füße!«

Dann sollte ein Freudenfest gefeiert werden. Der Vater rief: »Bringt das Kalb, das wir gemästet haben. Schlachtet es. Lasset uns essen und fröhlich sein. Denn dieser mein Sohn war tot und ist wieder lebendig geworden. Er war verloren und ist gefunden worden!«

Dann begann das Freudenfest. Der Vater und sein jüngerer Sohn saßen oben am Tisch. Alle Freunde des Vaters und alle seine Tagelöhner kamen und feierten mit. Sie aßen und tranken. Dann spielte die Musik, und sie tanzten.

Der ältere Sohn will nicht am Fest teilnehmen

Der ältere Sohn aber war auch an diesem Tag auf dem Felde. Dort hatte er fleißig gearbeitet. Jetzt kam er nach Hause. Da hörte er mit Verwunderung den fröhlichen Lärm. Er rief einen Knecht zu sich und fragte: »Was ist denn da los?« Der Knecht antwortete: »Dein Bruder ist gekommen, und dein Vater hat das gemästete Kalb geschlachtet, weil er ihn gesund wieder hat.«

Da wurde der ältere Bruder zornig: »Diesem Lumpen, diesem Gottlosen macht mein Vater ein Fest!« Er ärgerte sich und wollte nicht zu der Festgesellschaft hineingehen.

Die Liebe des Vaters zum älteren Sohn

Der Vater hörte, was der ältere Sohn gesagt hatte.
Und noch einmal geschah etwas Unerwartetes!

Wie der Vater dem jüngeren Sohn entgegen ging, so ging er jetzt hinaus zum älteren. Er bat ihn: »Komm doch herein! Feiere das Freudenfest mit!«

Da machte der ältere Sohn dem Vater Vorwürfe. Er sagte zu ihm: »Siehe, so viele Jahre diene ich dir und habe dein

Gebot noch nie übertreten. Und du hast mir nie auch nur einen Bock gegeben, daß ich ihn schlachtete und mit meinen Freunden fröhlich sein könnte.

Jetzt aber, wo dieser dein Sohn heimgekommen ist, der sein Geld mit schlechten Frauen verpraßt hat, hast du ihm das gemästete Kalb geschlachtet! Das finde ich ungerecht!« So rechnete er seinem Vater alles vor, was er getan hatte. Er hielt sich für gerecht. Und er konnte seinen Vater nicht verstehen!

Der Vater lädt den älteren Sohn zum Fest ein

Der Vater hörte auf den älteren Sohn. Und noch einmal lud er ihn zum Freudenfest ein. Er sprach zu ihm: »Mein Sohn, du bist immer bei mir, und alles, was mir gehört, das gehört auch dir. Du solltest aber fröhlich und guten Mutes sein; denn dieser dein Bruder war tot und ist wieder lebendig geworden. Er war verloren und ist wieder gefunden!«

Ihr Gerechten, feiert das Fest der Liebe Gottes mit!

Diese Geschichte erzählte Jesus dem Pharisäer Simon und allen anderen Pharisäern, die dabei waren. Auch die Zöllner hörten zu. Da gab es wohl niemand, der die Geschichte nicht verstanden hätte. Als Jesus von dem jüngeren Sohn sprach, mußten die Zöllner denken: »Wir gleichen ihm! So wie er vom Vater, so sind wir von Gott weggegangen. Wir sind gottlos geworden. Und jetzt nimmt uns Jesus trotzdem an. Er ist lieb zu uns, wie der Vater zu seinem jüngeren Sohn!«

Als Jesus von dem älteren Sohn sprach, wußten die Pharisäer, daß er sie damit meinte. So, wie der ältere Sohn beim Vater blieb und ihm gehorchte, so waren sie bei Gott geblieben und taten seinen Willen!

Und das Freudenfest? Das feierte Jesus jetzt mit den Zöllnern und Sündern. Sie wollten jetzt anders werden und Gottes Willen tun. Die Pharisäer aber lud Jesus mit dieser Geschichte zum Fest ein. Alle Söhne und alle Töchter Gottes sollen sich mit ihm an einem Tisch versammeln!

Lernspruch: Barmherzig und gnädig ist der Herr, geduldig und von großer Güte. Er handelt nicht mit uns nach unseren Sünden und vergilt uns nicht nach unserer Missetat (Ps 103, 8. 10).

Hermann Koch

17. Das Gleichnis vom Unkraut unter dem Weizen

(Mt 13, 24–30; 36–43)

Die Bösen unter den guten Menschen

Wie schön wäre es, wenn alle Familien lauter liebe, gute Kinder hätten! Wie schön wäre es, wenn eine Schulklasse nur aus lieben und freundlichen Schülern bestünde! Wie schön wäre es, wenn es wenigstens bei den Kinder- und Jugendgruppen der Kirchengemeinde nur liebe, nur gute Menschen gäbe! Daß es leider nirgends so ist, das habt ihr alle schon gemerkt. Leider sind überall unter den guten Menschen auch böse Menschen. Wir leiden darunter. Wir fragen uns manches Mal, woher das kommt, was man dagegen tun soll und wohin das letzten Endes führen wird, wenn in der Welt und in der Kirche Gute und Böse, Böse und Gute beieinander sind. Jesus will uns erklären:

1. wie es dazu kommen kann,
2. was man dagegen machen kann,
3. wohin das letzten Endes führen wird.

1. *Wie es dazu kommen kann*, daß es auf dieser Welt gute und böse Menschen gibt, das wundert uns, weil wir doch wissen, daß Gott die ganze Welt geschaffen hat. Da war doch alles sehr gut. Und den Menschen schuf doch Gott nach seinem Bild, dann müßten doch die Menschen so gut sein wie Gott! Nun gibt es aber auf Gottes Erde so viele böse Menschen und so viel Böses; woher kommt dann das? Als Antwort auf diese ernste Frage erzählte Jesus den Menschen folgende Geschichte:

»In Gottes Reich«, sagte Jesus, »ist es so wie bei einem Bauern, der auf seinen Acker nur guten Weizensamen säte, damit auf dem Acker, der im gehört, nur gute Frucht wachse. Aber in der Nacht, als alle anderen Leute schliefen, kam sein

Feind auf diesen Acker, säte Unkrautsamen zwischen den Weizensamen und schlich davon. Als nun die Aussaat wuchs, Blätter und Ähren bekam, da konnte man sehen, daß nicht nur der gute Weizen auf dem Acker des Bauern war, sondern auch das schlechte Unkraut. Als das die Knechte des Bauern entdeckten, wunderten sie sich und sagten zu ihrem Bauern: »Herr, du hast doch nur guten Samen auf dein Feld ausgesät, nicht wahr?« – »Ja, es war alles sehr guter Samen.« – »Woher kommt es dann, daß es auf deinem Acker so viel böses Unkraut gibt?« Traurig sagte er: »Das hat einer getan, der mein Feind ist.« – »Was und wen meinst du damit?« fragten die Jünger nachher ihren Herrn. Ja, wer ist wohl der unheimliche Feind Gottes, der heimlich dafür sorgt, daß es auf Gottes Erde nicht nur gute, sondern auch böse Menschen gibt, nicht nur Kinder, die Gott gehorchen, sondern auch Kinder, die voll Bosheit sind? Jesus sagt: »Der Feind, der das tut, das ist der Teufel.« Weil auf dieser Erde nicht nur Gott am Werk ist, sondern auch Gottes Feind, deshalb kann es dazu kommen, daß überall unter Guten auch Böse sind. Das ist nicht schön. Das ist nicht gut. Aber was soll man dagegen machen?

2. *Was man dagegen machen kann*, das überlegten sich auch jene Bauernknechte, die das böse Unkraut unter dem guten Weizen entdeckten. So sagten sie ihrem Herrn: »Willst du, daß wir nun hingehen und das Unkraut ausreißen?« Doch der Bauer entgegnete: »Nein! Das könnt ihr nicht machen. Diese Unkrautpflanzen sehen nämlich den Weizenpflanzen so ähnlich, daß ihr sie gar nicht sicher auseinanderhalten könnt. Es könnte passieren, daß ihr auch Weizen mitausraufet, wenn ihr das Unkraut ausreißt. So könnt ihr gar nichts anderes machen, als beides miteinander wachsen zu lassen – bis zur Ernte.«

Und was können wir dagegen unternehmen, daß es unter uns keine »Unkrautpflanzen«, keine bösen Menschen, keine schlechten Christen, keine »Kinder voll Bosheit« mehr gibt? Können wir sie ausrotten? Nein, das dürfen und das können wir nicht. Wir können ja gar nicht die guten von den bösen Menschen unterscheiden. Es kann ja sein, daß ein Mensch

ganz lieb und sogar ganz fromm tut und sein Herz doch voll Bosheit ist – wie bei jenem Jünger, der Jesus verriet. Und ein anderer Mensch sieht vielleicht böse aus, hat auch Böses getan, aber sein Herz hat sich geöffnet für Jesus – wie beim Zöllner Zachäus. »Der Mensch sieht, was vor Augen ist; der Herr aber sieht das Herz an«, erklärt die Bibel. Weil wir niemandem ins Herz sehen können, können wir es auch nicht so machen, wie jene Knechte vorgeschlagen haben: das Unkraut vom Weizen, die Bösen von den Guten trennen. Wir müssen es ertragen, daß es auf dieser Welt leider beides gibt, und daß beides wächst »bis zur Ernte«. Da werden wir dann schon sehen,

3. *wohin das letzten Endes führen wird.* In der Geschichte, die Jesus erzählte, versprach der Bauer seinen Knechten noch dies: »Wenn die Erntezeit da ist, will ich zu den Schnittern sagen: ›wenn ihr das Feld abgemäht habt, dann sammelt zuerst das Unkraut und bindet es zusammen in Bündel, damit man es verbrenne. Aber den Weizen sammelt mir in meine Scheune!«

So weit wird es also letzten Endes kommen, dahin, daß das Zusammensein von Unkraut und Weizen ein Ende hat. Wohl wird beides schließlich abgemäht, liegt beides noch beieinander am Boden, aber dann kommt die große, entscheidende Trennung: Das Unkraut wird vernichtet, und der Weizen wird gut aufgehoben in der Scheune des Herrn.

Und wohin wird das Zusammensein von guten und bösen Menschen letzten Endes führen? Es wird auch zu einem Ende und zu einer Trennung führen. Das Zusammensein wird enden, wenn unsere Lebenszeit auf dieser Erde zu Ende ist, oder wenn die ganze Weltzeit abgelaufen und das Weltende gekommen ist. Da wird es mit allen, mit den Bösen und den Guten, auf dieser Welt zu Ende sein.

Aber danach folgt jene große, entscheidende Trennung, die Jesus voraussagte mit den Worten: »Ich werde dann meine Engel ausschicken, daß sie aus meinem Reich alle diejenigen zusammenholen, die das Böse getan und andere zum Bösen verleitet haben. Sie werden ausgestoßen in ein vernichtendes Feuer. Da hilft kein heulendes Jammern mehr

und kein wütendes Schimpfen. Im Reich des himmlischen Vaters, im Himmel, gibt es keine Schlechten, nur ganz Rechte, keine Finsterlinge, sondern nur Menschen, die so strahlend rein und klar sind wie die leuchtende Sonne.« Demnach wird am Ende der Welt Gott wieder sagen können: »Siehe, es ist alles gut« – so wie es am Anfang der Welt war, im Paradies.

Lernspruch: Wir müssen alle offenbar werden vor dem Richterstuhl Christi, auf daß ein jeglicher empfangen, wie er gehandelt hat, es sei gut oder böse (2 Kor 5, 10).

Robert Simen

18. Der Pharisäer und der Zöllner

(Lk 18, 9–14)

Wenn wir von einem Gottesdienst wieder nach Hause gehen, kann es sein, daß der eine Gottesdienstbesucher denkt: Das war heute ein schöner, ein rechter Gottesdienst; ein anderer Gottesdienstbesucher urteilt dagegen: Das war heute nichts Rechtes. Der Gottesdienst hat mir gar nicht gefallen. Da wird es unter den Leuten immer verschiedene Meinungen und Urteile geben. Aber es kommt letzten Endes nicht darauf an, ob die Menschen einen Gottesdienst recht oder schlecht finden – auf Gottes Urteil kommt es an. *Wie beurteilt Gott unseren Gottesdienstbesuch?* Wann wird Gott zu einem, der vom Gottesdienst nach Hause geht, sagen können: »So war's ganz recht. Das hat mir gefallen«? Auf diese Frage gibt uns Jesus Antwort mit seiner Geschichte von zwei Gottesdienstbesuchern. Jesus zeigt uns damit zunächst:

Wie man recht zur Kirche geht

Jesus erzählt: »Zwei Männer wohnten in den unteren Stadtvierteln von Jerusalem. Als es Zeit war zum Gottesdienst, machten sich beide Männer auf den Weg, der hinauf führte zum Gotteshaus, zum Tempel.« Das ist doch prima, das ist ganz recht, wenn Männer zum Gottesdienst, zur Kirche gehen – denken wir. Aber solch ein Kirchgang ist in Jesu Augen erst dann ganz recht, wenn man auch mit der rechten Absicht zur Kirche geht. Wer etwa in die Kirche geht, nur um mit anderen Leuten, mit Kameraden zusammenzukommen, der geht nicht recht zur Kirche. Oder wenn ein Kind am Ende gar in die Kirche geht, um dort dumme Sachen zu machen, ist das gar nicht recht.

Aber von jenen zwei Männern kann Jesus berichten, daß beide ganz recht, mit der richtigen Absicht, zur Kirche gingen. Jesus erzählt nämlich: »Sie gingen hinauf in den Tempel, um zu beten.« Die zwei sind also wegen Gott in den

Tempel gegangen, nicht wegen der Leute, nicht wegen der Kameraden. Nein, sie wollten dort mit Gott ins Gespräch kommen. Das geschieht dann, wenn wir mit Gott reden und auf Gottes Wort hören. Wenn wir beides recht machen, wird daraus ein rechter Gottesdienst und ein rechter Kirchengang. Das hat allerdings dann nur einer von den beiden recht gemacht. An ihm kann Jesus uns nun zeigen, wie man nicht nur recht in die Kirche geht, sondern auch:

Wie man recht in der Kirche steht

Dabei geht es freilich nicht darum, wie man richtig hinsteht. Vielen Kindern fällt es schwer, in der Kirche ruhig hinzustehen oder hinzusitzen. Aber darauf kommt es nicht so sehr an, daß man in der Kirche brav hinsteht, vielmehr darauf, daß man in der Kirche vor Gott steht. Denkt daran, daß ihr in der Kirche nicht nur dem Pfarrer, dem Leiter, den Leuten gegenübersteht, sondern daß ihr da Gott gegenübersteht! Dann steht ihr recht in der Kirche.

Woran kannst du das merken, ob du in Gedanken vor dem großen, heiligen Gott stehst? Daran, daß du dir ganz klein vorkommst und ganz schlecht. So ist es dem einen Mann ergangen, als er in der Kirche von Jerusalem stand. Jesus erzählt nämlich von ihm: »Er stand von ferne – in der hintersten Ecke –, traute sich auch nicht, seine Augen zum Himmel, zu Gott, aufzuheben, sondern schaute beschämt zu Boden. Dann schlug er sich selbst an die Brust, an sein böses, schlechtes Herz, und betete: ›Gott, sei mir Sünder gnädig.‹ Damit wollte er sagen: ›Großer, heiliger Gott, hab mich trotzdem lieb, obwohl ich so böse bin.‹« Ja, sooft ein Mensch in der Kirche dem heiligen Gott, Gottes heiligen Geboten, Gottes Heiliger Schrift gegenübersteht, wird jeder Mensch bekennen müssen: Ich bin nicht so, wie ich sein sollte. Ich bin keineswegs schon recht. Nein, ich bin schlecht. Ich bin ein Sünder. Wenn dieser Mensch aber auch von der Barmherzigkeit und Liebe Gottes weiß, dann wird er sich auch trauen, Gott um Verzeihung, um Gnade und Hilfe zu bitten, so wie jener Mann es tat mit den Worten: »Gott, sei mir Sünder gnädig.« So, so steht man recht in der Kirche.

Wie man schlecht in der Kirche steht

Das zeigt Jesus uns an dem anderen Mann. Dieser stand in der Kirche nur scheinbar vor Gott. Jesus muß nämlich von ihm berichten: »Er stand da und betete bei sich selbst: ›Ich danke dir, Gott.« Das hört sich so an, als ob auch er Gott gegenüberstehen würde. An wen er aber bei seinem Gebet in Wirklichkeit denkt, das könnt ihr erkennen, wenn ihr gutinhört, wie er weiterbetet: »Ich danke dir, Gott« – betete er, – »daß ich nicht bin wie die anderen Leute, die Räuber, die Verbrecher, die Ehebrecher oder auch wie dieser Zöllner« – und damit meinte er den anderen Mann.

Habt ihr gemerkt, an wen dieser Beter bei seinem Beten denkt? An sich selbst und an andere Menschen. Dieser Mensch steht also in der Kirche gar nicht vor Gott, sondern vor Menschen. Und weil er sich nicht dem großen, heiligen Gott gegenüber sieht, kommt er sich weder klein noch schlecht vor, sondern ganz gut und recht. Wenn ich mich nämlich selber nur an anderen Menschen messe, werde ich immer den Eindruck haben, daß ich besser, frömmer bin als andere. Denn ich werde immer welche finden, die tatsächlich schlechter sind, zum Beispiel Räuber, Verbrecher, Ehebrecher, oder solch einen wie der andere Mann, der mit zur Kirche ging.

Dieser war ein Zöllner. Das war ein Jude, der anderen Juden Geld abnahm, um einen Teil davon den verhaßten römischen Besatzungssoldaten weiterzugeben und den anderen Teil in die eigene Tasche zu stecken. Es war ein Mensch, der für Geld alles tut, solch einer, der vom Geld nie genug kriegen kann.

Hört euch dagegen an, was der andere Mann in seinem Gebet von sich rühmen konnte: »Ich faste zweimal in der Woche, und den zehnten Teil von allem, was ich einnehme, gebe ich her für Gott.« Das ist etwa so, wie wenn heutzutage einer sagen würde: »Ich gehe jede Woche nicht nur einmal, sondern zweimal in die Kirche, und ich bezahle nicht nur die vorgeschriebene Kirchensteuer, sondern gebe der Kirche dazuhin viele große Spenden.« Solch ein Mann opfert viel Geld, Zeit und Kraft für Gott. Solch ein Mann will entschie-

den und ernsthaft fromm sein. Solche frommen Männer nannte man damals Pharisäer. Solche Männer waren schon recht, und doch mußte Jesus zum Schluß sagen: »Der Gottesdienst des Pharisäers war schlecht. Der Gottesdienst des Zöllners war recht.« Welch ein überraschendes Urteil! Doch erfahrt nun aus Jesu Urteil:

Wie man schlecht und wie man recht aus der Kirche geht

Was war denn schlecht an dem Gottesdienst des Pharisäers? Daß er ernstlich nach Gottes Geboten lebte, das war doch nicht schlecht! Daß er in seinem Gebet Gott dafür dankte, das war doch auch nicht schlecht! Gewiß, aber all das Gute wurde dadurch schlecht, daß er diese seine guten Taten nicht an Gott gemessen hat, sondern an anderen Leuten. Dabei hat er sich arg vermessen, und dadurch wurde er so vermessen, daß er die anderen Leute verachtete. Er kam sich weit überlegen und sehr groß vor. Er hat sich selbst erhöht. Aber Jesus erklärte: »Wer sich selbst erhöht – wer sich selber groß macht –, der muß erniedrigt werden«, der muß erst noch klein werden vor Gott. Wenn also einer aus der Kirche stolziert und dabei denkt: Herr, was bin ich! – der geht schlecht aus der Kirche. Der meint, er brauche Gottes Hilfe und Gnade nicht, er brauche deshalb auch den Sünderheiland nicht.

Und wer geht recht aus der Kirche? Jesus sprach ganz feierlich: »Ich sage euch: Dieser Zöllner ging gerechtfertigt hinab in sein Haus.« Sein Gottesdienst war in Gottes Augen ganz recht, und deshalb wurde zwischen Gott und ihm alles wieder recht und gut. Wenn ein Mensch nämlich im Gottesdienst sich so klein und schlecht vor Gott erkennt, daß er seine ganze Hoffnung nur noch auf Gottes Gnade und Barmherzigkeit setzen kann, wenn ein Mensch beim Gottesdienst einsieht: Ich brauche den Heiland der Sünder so nötig wie die anderen Leute, dann, ja dann geht er recht aus der Kirche heim. Dann wird Gott über ihn sagen: »Dieser Gottesdienstbesucher hat mir die größte Freude gemacht. Der ist ganz recht!«

Ja, so beurteilt Gott uns Gottesdienstbesucher und unseren Gottesdienstbesuch.

Lernspruch: Gott, sei mir Sünder gnädig (Lk 18, 13).

Robert Simen

19. Die Gleichnisse vom Schatz im Acker und von der köstlichen Perle

(Mt 13, 44–46)

Aber was mir Gewinn war, das habe ich um Christi willen für Schaden geachtet (Phil 3, 7).

Das höchste Glück und der größte Schatz

Zu Gott gehören ist das größte Glück, das es für einen Menschen geben kann, und Jesus zu finden der größte Schatz, den ein Mensch entdecken kann. Jesus machte das seinen Jüngern an zwei Geschichten klar. Er sagte:

Der Vergleichspunkt

Wenn jemand fragt, auf welche Weise man an Gottes verborgenem Wirken und an seiner kommenden Herrschaft Anteil gewinnt, dann will ich es ihm so sagen. Hört die erste Geschichte!

Die Entdeckung

Ein Mann fand einen kostbaren Schatz. Er fand ihn unerwartet, zufällig. Der Schatz war in einem Acker verborgen. Aber der Acker gehörte ihm nicht. Er hatte auch nicht genug Geld, um den Acker zu kaufen.

Die Überlegung

Was sollte er tun? Er mußte den Schatz besitzen! Er wollte den Schatz besitzen. Er überlegte, er überschlug den Wert seines Besitzes. Dann deckte er still den Schatz wieder zu.

Das Beste gewinnen

Er ging heim, voll Freude über seinen Fund. Und weil er diesen kostbaren Schatz gewinnen wollte, verkaufte er alles, was er hatte, und kaufte den Acker.

Der zweite Vergleichspunkt

Wenn man mit Gott leben möchte, kann es so zugehen wie bei diesem Kaufmann, von dem Jesus auch erzählte.

Der Perlenhändler

Ein Kaufmann sammelte echte Perlen. Er reiste von einer Stadt zur anderen. Überall ging er in die Läden und suchte nach schönen Perlen. Rund und groß sollten sie sein, die beschädigten nahm er nicht. Sie taugten nichts, sie waren wertlos.

Die einzigartige Perle

Eines Tages kam er in eine Stadt, in der er noch nie gewesen war. Wieder betrat er einen Laden. Hier finde ich sicherlich nichts, dachte er, als er sich umschaute; dann aber fragte er den Verkäufer: «Ich suche Perlen. Haben Sie welche?» – «Ja», antwortete der Mann, stellte eine Schachtel auf den Ladentisch und öffnete den Deckel. Staunend sah der Kaufmann eine besonders große, vollkommen runde Perle. Sie glänzte wunderschön, und ihre Farben erinnerten ihn an einen Regenbogen.

Der Preis

Jetzt nahm er das Geld in die Hand und fragte: «Was kostet diese Perle?» Wunderbar ist sie! So eine Perle finde ich nie wieder, überlegte er. Diese will ich – und keine andere!

Alles für Eine

Sie war sehr teuer, so teuer, wie er es nicht gedacht hatte. So viel Geld besaß er gar nicht. Was soll ich nur tun? Soll ich nicht lieber auf sie verzichten? Ich habe schon viele wertvolle Perlen, dachte er und reiste heim. Alle seine Perlen holte er hervor und betrachtete sie sehr genau. Dann schüttelte er den Kopf und sagte zu sich: Nein, so leuchtend und so groß ist keine von diesen. Ich will sie alle verkaufen und die eine vollkommen schöne Perle kaufen. – Dies tat er. Er verkaufte alles, was er besaß. Dann reiste er zurück in die Stadt und kaufte diese kostbare Perle, die es nur einmal gab.

Alles für Einen

So schön und einmalig wie diese Perle ist der Herr Jesus. Darum lohnt es sich, alles für ihn dranzugeben und ihn mehr als alles andere zu lieben.

Lernspruch: Wer an den Sohn glaubt, hat ewiges Leben (Joh 3, 36).

Edith Schlüter

Hiltrud Hosse

20. Das Gleichnis vom großen Schuldner

(Mt 18, 21–35)

Alle diese Schuld habe ich dir erlassen, weil du mich batest; hättest du da dich nicht auch erbarmen sollen über deinen Mitknecht, wie ich mich über dich erbarmt habe?

Petrus hat eine Frage an Jesus

Vergeben ist schwer. Vergeben und vergessen ist noch schwerer. Und was tun, wenn einer mir immer wieder das gleiche Unrecht zufügt? Ist dann nicht eines Tages Schluß mit dem Vergeben? – Die Schriftgelehrten sagten: Dreimal vergeben reicht, beim viertenmal muß man vergelten, nicht vergeben! – Wie sieht Gott diese Sache an? Hat Vergebung Grenzen?

Petrus wandte sich an Jesus: »Herr, wie oft muß ich meinem Bruder vergeben, der mir immer wieder Unrecht tut? Ist siebenmal genug?«

Jesus antwortete: »Petrus, ich sage dir: Nicht siebenmal sollst du vergeben, sondern siebenmal!«

Und dann erzählte Jesus seinen Jüngern:

Der Vergleichspunkt

Wenn Gott seine Herrschaft aufrichtet und im Leben eines Menschen Macht gewinnt, dann geht es zu wie bei diesem König, der mit den Statthaltern seines Reiches abrechnen wollte.

Die Abrechnung

Abrechnung! Steuerabrechnung! Der König rief alle seine Statthalter zu sich. Er hatte ihnen Land anvertraut. Er hatte

ihnen Güter anvertraut. Er hatte ihnen Steuern anvertraut. Nun sollten sie zahlen, was sie schuldig waren.

Die große Schuld

Kaum hatte die Abrechnung begonnen, da wurde einer vor den König gebracht. Er schuldete ihm zehntausend Talente. Zehntausend Talente, das waren zehntausend Zentner Silber. Zehntausend Zentner Silber, das war 50mal mehr, als König Herodes in einem Jahr an Steuern in ganz Galiläa und darüber hinaus einnahm. Für zehntausend Zentner Silber mußte ein Arbeiter 3000 Jahre lang arbeiten.

Zahlungsunfähig

»Bezahle, was du schuldig bist!« rief der König. Aber der Statthalter konnte nicht bezahlen, nicht einen Denar, nicht einen einzigen Tageslohn. Er stand mit leeren Händen vor seinem Herrn.

»So verkauft ihn und seine ganze Familie auf dem Sklavenmarkt! Verkauft ihn, seine Frau und seine Kinder, dazu alles, was er besitzt, und bringt mir das Geld als Ausgleich für seine Schuld!«

Die große Bitte

Da warf sich der Schuldner vor dem König nieder und bat voll Verzweiflung: »Herr, habe doch Geduld mit mir! Warte noch eine Weile! Gib mir noch Zeit! Ich will dir alles zurückbezahlen!«

Das große Erbarmen

Als der König den Statthalter so in seinem Elend liegen sah, da hatte er Erbarmen mit seinem Knecht. Er gab ihn frei. Und die Schuld erließ er ihm auch.

Die andere Schuld

Beim Hinausgehen fand der Schuldner, dem soviel geschenkt worden war, einen seiner Kollegen. Der war ihm 100 Denare schuldig. 100 Denare, das war nur ein kleiner Betrag gegenüber dem, was er selbst gerade erlassen bekommen hatte. 100 Denare, dafür mußte ein Arbeiter 100 Tage arbeiten.

Der große Schuldner aber ging auf seinen Kollegen zu. Er griff zu, er packte ihn, er würgte ihn an der Kehle und rief: »Bezahle, was du mir schuldig bist! Sofort! Ganz!«

Die andere Bitte

Da warf sich sein Schuldner vor ihm nieder, so wie er selbst eben vor dem König niedergefallen war. Und genauso wie er selbst, flehte auch dieser: »Habe doch Geduld mit mir! Gib mir Zeit! Ich will dir alles zurückbezahlen!«

Das andere Verhalten

Er aber wollte nicht. Stattdessen ging er hin und warf seinen Schuldner ins Gefängnis. Er sollte alles bezahlen.

Das letzte Urteil

Als das die anderen sahen, waren sie empört. Sie gingen hin und berichteten ihrem Herrn alles, was sich zugetragen hatte.

Da forderte der König den großen Schuldner erneut vor sich. Er sagte zu ihm: »Du übler Bursche! Deine Riesenschuld habe ich dir erlassen, weil du mich batest. Hättest du da nicht auch Erbarmen mit deinem Mitmenschen haben müssen? Hättest du nicht genauso an ihm handeln müssen wie ich an dir?«

Voller Zorn übergab er den großen Schuldner den Folterknechten. Im Gefängnis sollte er bleiben, bis er alles bezahlt hätte, was er schuldig war.

Der Vergleichspunkt

Als Jesus geendet hatte, setzte er hinzu: »Ebenso wird auch mein himmlischer Vater euch behandeln, wenn ihr eurem Bruder nicht von Herzen verzeiht.«

Lernspruch: Seid aber miteinander freundlich, herzlich und vergebet einer dem anderen, gleichwie Gott euch vergeben hat in Christus (Eph 4, 32).

Hiltrud Hosse

21. Der barmherzige Samariter

(Lk 10, 25–37)

Jesus will, daß seine Jünger jedem Menschen helfen, dessen Not sie sehen.

Ein weltberühmter Mann aus einem fast ausgestorbenen Volk!

Wenn ein Jude aus Nazareth in Galiläa nach Jerusalem wollte, dann konnte er nicht immer nur durch ein Land ziehen, in dem Juden wohnten. Schon nach wenigen Kilometern kam er an eine Grenze. »Samaria« hieß das Land, das zwischen Galiläa im Norden und Judäa im Süden lag. Die Juden reisten nicht gern durch das Land der Samariter. Sie haßten sie. Sie sagten: »Das sind halbe Heiden. Sie reden nicht recht von Gott. Sie halten das Gesetz Gottes nicht richtig!« Sie verachteten die Samariter. »Nur wir sind das Volk Gottes!« sagten sie voll Stolz.

Zur Zeit Jesu gab es noch viele Samariter.

Heute ist das anders. Das Volk der Samariter ist fast ausgestorben. Nur noch ganz wenige Samariter leben heute in Israel.

Aber *ein* Samariter ist weltberühmt geworden!

Einen Samariter kennt wohl fast jeder Mensch auf der Welt!

Daß er so bekannt wurde, das kam so:

Ein Schriftgelehrter will Jesus auf die Probe stellen

Jesus war damals auf seinem letzten Weg nach Jerusalem. Er kam in eine Stadt. Dort lebte ein Schriftgelehrter. Der dachte: Ich will Jesus heute auf die Probe stellen, ob er recht von Gott redet. Vor allem Volk will ich das machen. Ich will versuchen, ihn hereinzulegen!

Als viele Menschen um Jesus herumstanden, kam der

Schriftgelehrte. Er fragte: »Meister, was muß ich tun, damit ich Gottes Kind bin und einmal bei ihm leben darf?«

Das ist eine schwere Frage. Da geht es um das rechte Leben, das man führen soll. Andere berühmte Schriftgelehrte, hatten sich auch schon mit dieser Frage befaßt. Jetzt warteten alle gespannt darauf, wie Jesus wohl auf diese Frage antworten würde. Doch Jesus beantwortete die Frage nicht selbst. Er wußte, daß der kluge Schriftgelehrte sich die Antwort auf diese Frage selbst geben konnte.

Er stellte dem Schriftgelehrten darum selbst wieder eine Frage. »Was steht im Gesetz Gottes geschrieben? Was liest du dort?«

Der Schriftgelehrte brauchte wohl nicht einmal die Bibel aufzuschlagen. So antwortete er: »Du sollst Gott, deinen Herrn, lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von allen Kräften und von ganzem Gemüte und deinen Nächsten wie dich selbst!«

Der Schriftgelehrte wußte das. Denn so steht es in den Büchern der Bibel, die den Namen des Mose tragen.

So kann also jeder wissen, wie er sich verhalten muß, um Gottes Kind zu sein! Gott lieben – mit ganzem Herzen! Gott lieben – mit ganzer Kraft! Nicht halbherzig oder immer wieder ein bißchen. Ganz!

Den Nächsten lieben wie sich selbst! – Sich selbst tut man alles Gute. Sich selbst schadet man nicht. So wie man zu sich selbst gut ist, so soll man auch gut zum Nächsten sein! Ihm immer alles Gute tun, ihm nicht schaden!

Jesus sprach zu dem Schriftgelehrten: »Du hast recht geredet; tu das, dann wirst du leben!« Das heißt: Du weißt alles! Du brauchst es nur zu tun, und du lebst als Kind Gottes!

Wer ist mein Nächster?

Aber der Schriftgelehrte gab sich mit der Antwort Jesu nicht zufrieden. Wer ist mein Nächster? dachte er bei sich. Um mich herum wohnen sehr viele, ganz verschiedene Menschen: Juden wie ich, aber auch heidnische Römer sind da und Griechen. Wer ist da mein Nächster, den ich lieben soll

wie mich selbst? Muß da nicht eine scharfe Grenze gezogen werden zwischen Menschen, die meine Nächsten sind und zwischen solchen, die mich nichts angehen, denen ich nichts schuldig bin?

Darum fragte der Schriftgelehrte: »Wer ist denn mein Nächster?«

Jesus antwortet mit einem Beispiel aus dem Leben

Dieses Mal sagte Jesus nicht: »Du weißt die Antwort selbst!«

Dieses Mal erzählte er ein Beispiel aus dem Leben. An diesem Beispiel sollte der Schriftgelehrte selbst sehen, daß es schon falsch war wie er fragte. Der Schriftgelehrte dachte von sich aus! Er wollte selbst bestimmen, wer sein Nächster ist und wer nicht!

Ein Mensch braucht dringend einen Nächsten!

Jesus erzählte:

Ein Mensch ging von Jerusalem hinab nach Jericho. Dieser Weg ist etwa 25 Kilometer lang. Wenn man zu Fuß geht, braucht man dazu ungefähr fünf Stunden.

Die Straße ging durch eine sehr bergige Gegend. Felsbrocken lagen herum. Kein Mensch wohnte dort.

Keiner ging diesen Weg gern. Immer wieder wurden nämlich Reisende auf diesem Weg von Räubern überfallen und ausgeraubt.

Ängstlich ging der Mensch auf seinem Weg dahin.

Und plötzlich geschah es: Räuber fielen aus dem Hinterhalt über ihn her. Sie rissen ihm die Kleider vom Leib. Als der Mensch sich zur Wehr setzte, schlugen ihn die Räuber. Er stürzte zu Boden. Aus vielen Wunden blutete er. Halbtot lag er da. Die Räuber ließen ihn so liegen und gingen mit ihrem Raub davon.

Dieser Mensch braucht notwendig einen Nächsten, einen, der ihm hilft! Sonst muß er am Ende gar sterben! Kommt einer, der ihm zum Nächsten wird?

Wird der Priester ein Nächster?

Einige Zeit blieb der Überfallene so liegen in seinem Elend. Da hörte er eilige Schritte, aus der Richtung von Jerusalem her. Da ging also noch ein Mensch hinab nach Jericho. »Der wird mir zum Nächsten, der hilft mir!« Näher kamen die Schritte. Ein Mann bog um die Ecke. An seiner weißen Kleidung und an der weißen Mütze auf dem Kopf konnte man seinen Beruf erkennen: Es war ein Priester. Er hatte im Tempel zu Jerusalem seinen Dienst getan. Opfer hatte er Gott dargebracht und Gebete zu ihm gesprochen. Jetzt ging er heim. Er wohnte in Jericho. Eilig ging er dahin.

Da sah er den Verletzten. Wird der Priester helfen? Wird er dem Verletzten ein Helfer, ein Nächster? Eigentlich müßte man das annehmen!

Aber – nein! Der Priester sah den Verletzten zwar; aber – er ging vorüber.

Sicher hatte er bei sich Entschuldigungsgründe! Aber zu einem Helfer, wie Gott das will, ist er ihm nicht geworden.

Wieder liegt der Verletzte verlassen da. Notwendig braucht er einen Nächsten!

Wird der Levit ein Nächster?

Die Zeit ging vorüber. Die Wunden des Verletzten schmerzten. Wenn nur jemand käme und ihm helfen würde!

Da! Wieder Schritte. Wieder kam ein Mensch. Auch er kam vom Tempel in Jerusalem. Er war »Levit« von Beruf. Er hatte den Priestern im Tempel beim Gottesdienst geholfen. Er führte die Opfertiere zum Altar. Er sang mit, wenn die Psalmen gesungen wurden. Er machte den Tempel sauber.

Auch der Levit sah den Verletzten. Aber auch er ging vorüber. Auch er wurde ihm nicht zum Nächsten.

Der barmherzige Samariter

Endlich hörte der Verletzte Hufschläge und die Schritte eines Menschen. Ein Mann mit einem Esel bog um die Ecke. An seiner Kleidung war zu sehen, zu welchem Volk dieser Reisende gehörte. Es war ein Samariter. Einer, der zu dem Volk gehörte, das die Juden so verachteten. Er kam zu dem Verletzten. Er blieb stehen und sah ihn an. Er sah das bleiche Gesicht, die Wunden.

Das rührte das Herz des Samariters. Er hatte Mitleid mit dem Menschen. Er holte aus seiner Reisetasche Öl und Wein. Beides wurde damals als schmerzstillendes Mittel verwendet. Er ging zu dem Verletzten, beugte sich über ihn und untersuchte seine Wunden. Dann goß er Öl und Wein auf sie, um die Schmerzen zu lindern. Dann verband er sie. Als er das getan hatte, hob er den Verletzten auf sein Tier, stützte ihn und führte ihn so bis zur nächsten Raststätte. Dort legte er ihn in ein Bett und gab ihm etwas zu essen und zu trinken.

Am anderen Tag mußte er weiterreisen. Er ging zum Wirt und gab ihm zwei Silbergroschen. Das ist soviel Geld, wie man es an zwei Tagen verdienen kann. Dann sprach er zu dem Wirt: »Pflege ihn; und wenn du mehr brauchst, dann will ich es dir bezahlen, wenn ich wiederkomme.«

Dann verabschiedete sich der Samariter von dem Verletzten und dem Wirt und reiste weiter.

Wer ist unter diesen dreien dem Verletzten zu einem Nächsten geworden?

So weit erzählte Jesus.

Dann fragte er den Schriftgelehrten: »Was meinst du wohl, wer unter diesen dreien dem Verletzten zu einem Nächsten geworden ist?«

Da antwortete der Schriftgelehrte: »Der, der die Barmherzigkeit an ihm tat!«

Er hatte begriffen, daß er falsch gefragt hatte. Er dachte zuerst nur von sich aus: »Wer ist mein Nächster?« Jesus aber stellte den Hilfsbedürftigen in die Mitte. Er mußte fragen: »Wer braucht meine Hilfe? Wem bin ich der Nächste?«

Geh hin und mach es ebenso!

Diese Worte richtete Jesus zum Schluß an den Schriftgelehrten. »Mach es auch so wie der barmherzige Samariter! Hilf dem, den du Not leiden siehst!«

Lernspruch: Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit empfangen (Mt 5, 7).

Hermann Koch

22. Der reiche Kornbauer

(Lk 12, 13–21)

Jesus warnt vor Habsucht.

Ein junger Mann kommt zu Jesus

Jesus zieht mit seinen Jüngern durch das Land. Viele Leute kommen zu ihm. Wenn Jesus von Gott erzählt, hören alle ganz aufmerksam zu. Stundenlang können sie zuhören. Wenn Jesus erzählt, ist das ganz anders, als sie es von ihren Schriftgelehrten und Priestern gewohnt sind. Es ist so hilfreich.

Oft gehen einige Leute auch sehr nachdenklich weg – manchmal sogar zornig. Was Jesus sagt, gefällt nicht allen Leuten. Manche ärgern sich über das, was Jesus gesagt hat. Sie unterhalten sich heftig über alles.

Doch die allermeisten Menschen hören ihm gern zu. Sie bringen ihm auch alle Nöte und sagen, was sie bedrückt. Jesus nimmt sich für alles Zeit. Jeder spürt: Jesus hört auf mich. Er nimmt mich ganz ernst. Sie bringen zu ihm Kranke, Blinde und Stumme. Es kommen auch Menschen, die bekümmert und voller Sorge sind; Menschen kommen, die mit anderen im Streit leben. Sie bitten Jesus, daß er den Streit schlichte.

So kommt eines Tages ein junger Mann zu Jesus. Er ist ganz empört und aufgeregt. Er hat sich über seinen Bruder geärgert. Überall erzählt er den Leuten, daß sein Bruder ihm großes Unrecht antut. Das will er jetzt auch Jesus sagen.

»Meister«, fängt er an, »mein Bruder handelt sehr ungerrecht an mir. Du kannst helfen. Unser Vater ist gestorben. Das Erbe sollen wir teilen. Aber mein Bruder will nicht mit mir teilen. Er denkt, daß ihm alles gehört, weil er der Älteste ist. Bitte, sage du meinem Bruder, daß er mit mir das Erbe teilt. Wenn *du* es sagst – das wird helfen!«

Jesus erzählt eine Geschichte

Jesus schaut den jungen Mann lange an und antwortet: »Mit welchen Sorgen belastet ihr euch denn? Wieviel Sorgen macht ihr Menschen euch um all den Reichtum und um all die äußeren Güter! Das ist nicht gut! Das ist gefährlich. Seid vorsichtig! Hütet euch, immer mehr haben und besitzen zu wollen – immer mehr und immer noch mehr! Habgier ist sehr gefährlich. Man kann sein Herz an alle diese Dinge hängen und immer noch mehr wollen.

Niemand lebt davon, daß er viel Besitz hat. Er vergißt dabei das Wichtigste. Ich möchte euch dazu eine Geschichte erzählen!«

Die Leute haben aufmerksam zugehört. Doch jetzt sind sie noch mehr gespannt. Sicherlich wird das wieder eine eindrucksvolle Geschichte. Jesus hat schon öfters ein Gleichnis erzählt. Diese Gleichnisse kann man sich so gut merken. Es wird ganz still, als Jesus zu erzählen beginnt:

Ein Mann sorgt vor

»Ein Bauer hatte viele Felder – gute Äcker und große Wiesen. Ein schöner Sommer war über das Land gezogen. Das Getreide reifte heran. Das Wetter war günstig. Der Bauer besah öfters sein Feld. Als die Ernte heranrückte, merkte er, daß es eine sehr, sehr gute Ernte geben würde. So viel hatte er in keinem anderen Jahr bisher ernten können.

Er freute sich. Gleichzeitig aber dachte er: Meine Scheunen sind ja viel zu klein. Wo soll ich mit dieser riesengroßen Ernte hin? Ich kann ja gar nicht alles unterbringen! Was soll ich tun?

Der Bauer dachte nach: Es ist ein gutes Erntejahr – du kannst viel einernten, du kannst dir einen guten Vorrat anlegen über viele Jahre – das gibt Sicherheit! Wenn du jetzt alles einerntest, bist du ein gemachter Mann! Wirklich – das ist *die* Chance. Du mußt es nur gut anpacken. Du mußt nur gut planen!

Der Bauer beschloß, seine seitherigen Scheunen abzubre-

chen, weil sie viel zu klein waren. Er wollte neue Scheunen bauen – größere, viel weiträumiger als die seitherigen. Sie müssen so großzügig bemessen sein, daß die ganze Ernte darin gut Platz hat, dachte er. Dann habe ich Vorrat auf viele Jahre. Dann habe ich vorgesorgt für eine lange Zeit. Dann habe ich eine Sicherheit. Und wenn es soweit ist, werde ich mich gemütlich ausruhen und zu mir selbst sagen: Jetzt ist's geschafft! Jetzt ist gut vorgesorgt. Du hast auf Jahre hinaus eine Sicherheit!

So dachte dieser Bauer und war von seinem Plan ganz begeistert.«

Ein Mann sorgt nicht vor

Jesus hält an dieser Stelle mit seiner Erzählung inne. Was will er wohl damit sagen, denken die Leute. Dieser Bauer hat doch ganz vernünftig gehandelt. Gott hat eine gute Ernte geschenkt – und dieser Bauer will damit für seine Zukunft sorgen.

Da erzählt Jesus weiter: Der Bauer hatte zu sich selbst gesagt: »Liebe Seele, du hast nun einen Vorrat gesammelt auf viele Jahre. Iß und trink und sei guten Mutes. Dir fehlt es an nichts! Du bist ein gemachter Mann!« So dachte der Bauer, und so sagte er zu sich selbst. Aber Gott!? Gott sprach nicht so! Gott sagte etwas ganz anderes! Gott sagte zu diesem Bauern: »Du bist ein Narr! Du bist ein törichter Mensch! Du sorgst – du sorgst um Scheunen und Reichtum und meinst dabei, wenn du das alles hast, dann sei alles gewonnen! Nichts ist gewonnen! Du wirst in dieser Nacht sterben. Was machst du dann mit deinem Reichtum? Was nützt dir dann dein Sorgen und die gute Ernte? Nichts! Du stehst dann mit leeren Händen da. Du sorgst viel um Scheunen und Reichtum. Du hast aber für das Wichtigste nicht gesorgt. Du hast nicht gesorgt für die Ewigkeit. Du sammelst Schätze, vergängliche Schätze. Du hängst dein Herz an den Reichtum und vergängliche Dinge. Das sind wohl Schätze. Aber sie helfen dir im Sterben nichts. Du meinst, du seiest klug. Du aber bist

töricht. Du hast dein Herz nicht an Gott gehängt in deinem Leben. Du hast nur für äußeren Reichtum gesorgt. Aber dein Herz ist dabei arm geblieben, weil du ohne Gott lebst. Du bist ein Narr! Du hast falsch gesorgt. Du hast für das Wichtigste überhaupt nicht gesorgt!«

Die Menschen sind vom Schluß der Geschichte ganz betroffen. Sie schweigen. Auch der junge Mann, der wegen seines Erbes zu Jesus gekommen war, schweigt. Sie alle haben die Geschichte verstanden. Jesus schaut sie an und sagt zum Schluß noch deutlich: Ein solch törichter Mensch ist jeder, der nur äußeren Reichtum ansammelt. Er bleibt arm, wenn er ohne Gott lebt und nicht an das Sterben denkt.

Lernspruch: Wo euer Schatz ist, da ist auch euer Herz (Mt 6, 21).

Otto Schaude

23. Das Gleichnis von der bittenden Witwe

(Lk 18, 1–8)

Gott hört auf uns.

1. Ob Gott mich hört?

»Herr Jesus«, sagte eines Tages ein Mann, der Jesus zugehört hatte, »Herr Jesus, du hast uns jetzt soviel erzählt von Gottes Reich. Und ich freue mich schon auf dieses Reich. Wirklich, ich wäre so froh, wenn endlich einmal Gott die Welt regieren wollte. Wenn nicht mehr unsere Feinde, die Römer, die Welt regierten. Und auch sonst niemand mehr. Nur Gott. Daß alles genau so geschieht, wie es Gott gern haben will. Das müßte schön sein. Da wäre es eine Freude, zu leben. Da gäbe es keinen Krieg mehr auf der ganzen Welt. Da müßte niemand mehr sterben. Da wäre keiner mehr neidisch auf den andern. Da würde keiner mehr sagen: ›Der Nachbar hat mehr als ich.‹ Und keiner würde dem anderen mehr etwas wegnehmen. Kein Unrecht würde mehr geschehen . . . Ja, das müßte schön sein!« Der Mann machte eine Pause. Vielleicht sah er in Gedanken schon Gottes Reich vor sich wie einen blühenden Garten, in dem sich's herrlich leben läßt.

Dann sah er wieder zu Jesus auf: »Soviel hast du uns erzählt vom Reich Gottes und wie es sein wird, wenn Gott regiert. Aber eines, Jesus, weißt du, eines bekümmert mich: Ich habe schon so viel gebetet, daß die Herrschaft Gottes doch kommen solle; erst vorige Woche habe ich wieder Tag um Tag gebetet: ›Dein Reich komme!‹, aber – es ist nicht gekommen. Weißt du, was ich manchmal denke? Ob Gott mich überhaupt hört?«

Jesus sah den Mann nachdenklich an, eine ganze Weile. Dann sagte er: »Hör zu! Und alle, die auch manchmal denken, Gott hörte sie nicht – ihr alle, hört mir zu! Ich will euch eine Geschichte erzählen.« Und Jesus fing an zu erzählen:

Der stolze Richter

In einer Stadt stand ein stolzes Haus. Darin lebte ein Richter. Wenn jemand Streit hatte mit dem Nachbarn – ging er zum Richter; der schaffte Recht. Wenn einem etwas gestohlen wurde – ging er zum Richter; der schaffte Recht. Wenn jemand ein Unrecht geschah – ging er zum Richter; der schaffte Recht. So war der Richter ein großer Mann in der Stadt, und wer ihm begegnete, verbeugte sich tief, wenn er ihn grüßte.

Der Richter wurde ein bißchen stolz dabei, ein bißchen hochmütig vielleicht. »Jeder kennt mich«, sagte er, »und jeder verbeugt sich vor mir. Ja, ich bin ein großer Herr! Ich entscheide, was Recht und was Unrecht ist. Ich bestimme. Von mir hängt alles ab. Auf mich kommt alles an. Neulich hat mir einer drohen wollen. Da ist der aber schön angekommen! Nein, ich fürchte mich vor keinem Menschen. Nur i c h sage, was Recht und was Unrecht ist. Ein anderer, der hat mich neulich belehren wollen, was Recht und Unrecht ist. Tatsächlich, der hat zu mir gesagt: ›Das Urteil, das du heute gesprochen hast, das ist vor Gott nicht recht.‹ Da habe ich ihm gesagt: ›Mein Lieber, das mag mit Gott sein, wie es will, aber hier bestimme nur ich, was Recht und was Unrecht ist. Da frage ich nicht einmal nach Gott.‹« Ja, so ein stolzer Mann war der Richter.

Die unglückliche Witwe

Nun lebte, so erzählte Jesus, nun lebte in derselben Stadt eine Frau, der war der Mann gestorben. Nun war sie eine Witwe. Das war schon ein Unglück! In allem hatte sie sich auf ihren Mann verlassen können. Der hatte immer Rat gewußt. Und jetzt hätte sie ihn noch viel nötiger gebraucht. Bald wußte sie gar keinen Rat mehr. Denn das Unglück wurde noch größer. Was sie von ihrem Mann geerbt hatte, das wollte ein anderer ihr wegnehmen. »Das gehört gar nicht dir«, sagte er zu der Witwe, »das Haus, der Acker, die Wiese, der Weinberg – das alles gehört dir ja gar nicht. Beweise doch,

daß es dir gehört! Bis dahin gehört es jedenfalls mir!« So sagte der andere, und so tat er auch. Wie nötig hätte die Witwe jetzt ihren Mann gebraucht. Der hätte Rat gewußt. Aber ihr Mann war tot. Der konnte ihr nicht mehr helfen.

Der Richter muß helfen

»Jetzt weiß ich's!« sagte da eines Morgens die Witwe. »Jetzt weiß ich, was ich tue. Wir haben doch einen Richter in der Stadt. Der weiß, was Recht und Unrecht ist. Der muß helfen. Ja, der Richter, der wird sagen, ob ich im Recht oder im Unrecht bin. Der Richter muß mir helfen. Der Richter muß mir Recht schaffen.« Und noch am selben Morgen ging die Witwe zum Richter.

Der Diener meldete dem Richter: »Draußen steht eine Frau. Die will den Herrn Richter sprechen.« – »Was will sie denn?« – »Sie sagt, sie sei eine Witwe, und ein anderer tue ihr Unrecht an. Sie sagt, der Herr Richter solle ihr Recht schaffen.«

Der Richter sagte: »Ich habe jetzt keine Zeit. Schick die Frau wieder fort!« Der Diener ging. Nach einer Weile kam er wieder. »Was ist denn jetzt?« fragte der Richter. »Herr Richter, die Frau ist immer noch draußen. Sie sagt, sie hat keinen Mann mehr, sie sei eine Witwe und habe niemand, der ihr hilft. Sie sagt, der Herr Richter muß helfen. Er muß!« Da wurde der Richter ärgerlich: »Wer sagt: ich muß?! Ich kümmere mich nicht um Menschen und frage da nicht einmal nach Gott. Was ich tun muß, das weiß ich selber. Da redet mir niemand drein. Niemand! Verstehst du?! Schick die Frau fort!«

Die beharrliche Witwe

Am andern Morgen ging die Witwe wieder zum Haus des stolzen Richters. »Er muß mir helfen«, sagte sie zu dem Diener. Der Diener ging zum Richter: »Herr Richter, draußen steht wieder die Frau, die Witwe von gestern. Sie sagt,

ihr tue einer Unrecht. Und sie sagt, der Herr Richter müsse ihr helfen.« Da fuhr der Richter auf: »Hinaus mit der Frau! Niemand hat mir zu sagen, was ich tun muß! Ich will nichts mit der Frau zu tun haben. Hinaus mit ihr!«

Der Diener ging hinaus. Nach einer Weile kam er wieder. »Was ist denn jetzt?« fragte der Richter. »Herr Richter, die Frau ist immer noch draußen. Sie sagt, der Herr Richter müsse helfen. Der Herr Richter solle sie doch anhören.« Da wurde der Richter ärgerlich: »Wer sagt: ich muß?! Ich kümmere mich nicht um Menschen und frage da nicht einmal nach Gott. Ich werde die Frau nicht anhören! Schick sie fort!« So ein harter Mann war der Richter.

Am nächsten Morgen ging die Witwe wieder zu dem stolzen Richter. »Er muß mir helfen«, sagte sie zu dem Diener. Der Diener ging zum Richter: »Herr Richter, draußen steht wieder die Frau, die Witwe –« – »Ich will nichts hören!« rief der Richter. Aber sooft er die Witwe auch fortschickte, sie kam jeden Tag wieder: »Der Richter muß mir helfen! Der Richter muß mir Recht schaffen! Der Richter muß mich anhören!«

Die Witwe wird erhört

Da endlich sagte der Richter zum Diener: »Laß die Witwe hereinkommen. Ich will ihr Recht schaffen. Ich fürchte mich ja nicht vor Gott und scheue keinen Menschen. Aber diese Witwe – was die mir Mühe macht! Die wäre imstande und täte mir noch was. Ich bin ein harter Mann, jawohl – aber ich will die Witwe anhören und ihr Recht schaffen.«

Gott und der Richter

Als Jesus soweit erzählt hatte, schwieg er. Er sah die fragenden Gesichter ringsum. Er sah, wie sie nachdachten. »Versteht ihr, was die Geschichte sagt?« fragte er. »Der Richter war ein harter Mann. Aber sogar dieser harte Mann hat schließlich gehört, als die Witwe immer wieder kam. Und

dabei konnte er sie doch bestimmt nicht leiden, weil sie ihm soviel Mühe machte.

Euch aber, euch kann euer Vater im Himmel wohl leiden. Gott liebt euch. Wenn schon der harte Richter gehört hat – meint ihr nicht, euer Vater im Himmel wird euch viel eher hören? Also hört nicht auf zu beten! Sagt Gott, was ihr unrecht findet in der Welt! Klagt ihm euer Leid! Bittet jeden Tag wieder: Dein Reich komme! Ruft zu Gott Tag und Nacht! Er wird euch hören.«

Wollen wir, daß Gott uns hört?

»Nur eines«, sagte Jesus, »nur eines wüßte ich gern. Wenn ich kommen werde, wenn ich wiederkomme und euch das Reich Gottes bringe – wenn wirklich nur noch Gott regieren wird und kein anderer mehr außer Gott – ob ihr dann zufrieden seid? Ob ihr dann wirklich Gott dienen wollt? Oder ob ihr dann selber die Herren sein wollt? Das wüßte ich gern.«

Lernspruch: Fürchte dich nicht, du kleine Herde! Denn es ist eures Vaters Wohlgefallen, euch das Reich zu geben (Lk 12, 32).

Albrecht Schmidt-Brücken

24. Das Gleichnis von den Arbeitern im Weinberg

(Mt 19, 27–30; 20, 1–16)

Gottes Belohnung richtet sich nach dem Maßstab seiner unendlichen Güte.

Belohnt Gott seine Jünger für ihre Treue?

Sicher habt ihr alle in der Schule, in der Jungschar oder in sonst einem Kreis einmal miterlebt, daß einige eine Belohnung bekamen und andere nicht. Zunächst ist man unglücklich, wenn man leer ausgeht. Mancher überlegt, warum die anderen etwas bekamen und man selbst nicht. Findet man dann einen Grund, der für die anderen spricht, gibt man sich zufrieden. Findet man ihn aber nicht, dann ist man enttäuscht über so viel Ungerechtigkeit.

Das ist doch bei Gott ganz bestimmt anders. Er wird sich genau merken, wer etwas für ihn getan hat, und den wird er dann entsprechend belohnen. Ja, so haben auch die Jünger Jesu gedacht, und sie haben doch auch sicher recht gehabt? Denkt nur daran, daß sie ja alle ihren Beruf aufgaben und Jesus nachfolgten. Dafür mußte Jesus sie doch sicher belohnen? Nun, so ganz sicher waren sich die Jünger darüber nicht, und deshalb fragten sie den Herrn Jesus einmal, wie das denn nun sei, ob sie auch eine Belohnung dafür bekämen, daß sie alles verlassen hätten. Jesus sagte ihnen, daß Gott ganz gewiß nichts vergißt, was man für ihn tut. Da atmeten die Jünger auf. – Dann jedoch fuhr Jesus fort: »Solche Überlegungen solltet ihr eigentlich nicht anstellen, sonst kann es sehr gut geschehen, daß aus einem Ersten einmal ein Letzter oder aus einem Letzten ein Erster wird.« Jesus merkte, daß seine Jünger ihn ganz entsetzt ansahen und ihn nicht verstanden.

Deshalb erzählte er ihnen diese Geschichte:

Ein Weinbergbesitzer stellt Arbeiter ein

In Israel gibt es viele Weinberge, und in diesen gibt es sehr viel Arbeit: der Boden muß bearbeitet werden, die Reben müssen geschnitten und angebunden werden. In der Zeit der Traubenernte – Traubenlese sagt man dazu – braucht man viele, viele Leute, das kann der Besitzer nie allein schaffen. Nun war da ein Weinbergbesitzer, der ging am Morgen in seinen Weinberg und sah, daß die Trauben reif waren. Das Wetter war schön, das würde eine prächtige Ernte geben. Er mußte möglichst schnell einige Arbeiter haben, die ihm bei der Traubenlese halfen. In der damaligen Zeit waren Leute, die Arbeit suchten, auf dem Marktplatz zu finden, und deshalb ging der Weinbergbesitzer dorthin. Es war morgens 6 Uhr, aber viele Arbeitssuchende standen schon da, und einige von ihnen sprach der Meister nun an: »Hört mal her, ihr Männer! In meinem Weinberg müssen die Trauben abgelesen werden. Seid ihr bereit, die Arbeit für mich zu tun? Ihr bekommt dafür den üblichen Tageslohn von einem Denar« (so wurde das Geld bezeichnet). Die Männer wußten, daß sie bei einem anderen Herrn auch nicht mehr verdienen würden; also nahmen sie das Angebot an und gingen in den Weinberg an die Arbeit. Es war ein sehr großer Weinberg, und obwohl die Männer fest schafften, merkte der Weinbergbesitzer schon nach drei Stunden, daß er viel zu wenig Leute eingestellt hatte. Er ging nochmals zum Markt und fragte einige Männer: »Wollt ihr auch noch in meinem Weinberg schaffen? Ich werde euch das bezahlen, was üblich ist.« Die Männer fragten nicht einmal nach der genauen Höhe des Lohns, sie waren froh, Arbeit zu bekommen, und so gingen sie gleich mit. Als es 12 Uhr wurde, zogen am Himmel einige Wolken auf, und der Weinbergbesitzer dachte: »Die Trauben müssen trocken geerntet werden, das schaffen wir nie, ich muß noch mehr Hilfskräfte haben.« So ging er um 12 Uhr nochmals zum Markt, und er fand Arbeiter, die mit ihm kamen, ohne nach der genauen Höhe des Lohnes zu fragen. – Um 3 Uhr mußte der Weinbergbesitzer nochmals Arbeiter holen. – Es wurde 5 Uhr und der Meister sah, daß die Wolken sich am Himmel weiter aufgetürmt hatten. Die Ernte mußte unbedingt heute

noch eingebracht werden, die vorhandenen Arbeiter konnten das aber nicht schaffen. So ging er selbst um 5 Uhr, eine Stunde vor Arbeitsende, nochmals zum Markt. Und wirklich, da waren immer noch einige Arbeitslose, und er fragte sie: »Wie kommt es, daß ihr den ganzen Tag hier faul herumsteht?« Sie antworteten: »Niemand hat uns Arbeit angeboten.« Der Meister sagte zu ihnen: »Nun, so arbeitet wenigstens noch für eine Stunde in meinem Weinberg.« Bei diesen letzten war es klar, daß sie nicht fragten, wieviel Geld sie bekommen würden, denn für eine einzige Stunde konnte man ja nicht viel erwarten.

Eine ungewöhnliche Lohnauszahlung

Um 6 Uhr sah der Meister ganz erfreut, daß tatsächlich alle Trauben geerntet waren; die Arbeiter hatten gut gearbeitet, nun sollten sie ihren Lohn erhalten. Der Verwalter mit dem Geld war schon gekommen, und der Meister sagte zu ihm: »Zahle du nun den Lohn aus und laß die Leute so zu dir kommen, daß du zuerst die Zuletztgekommenen auszahlst und so weiter, bis zu den Ersten.« Die Letzten, das waren die, die eine Stunde gearbeitet hatten. Ganz schüchtern gingen sie zum Tisch. Ein paar Pfennige würden ja wohl auch ihnen ausbezahlt werden? Doch, was war das? Der Verwalter bezahlte ihnen einen Denar aus, einen ganzen Denar, einen vollen Tageslohn, das war unfaçbar! Ganz beglückt gingen sie davon. – Nun kamen die daran, die 3 Stunden gearbeitet hatten, die waren schon etwas zuversichtlicher, so viel wie die Letzten müßten sie ja mindestens auch bekommen. Und tatsächlich, auch sie bekamen einen Denar. Jetzt waren die an der Reihe, die mittags um 12 Uhr angefangen hatten, gerade in der allergrößten Hitze, das müßte doch wohl etwas ausmachen; sicher bekamen sie mehr Lohn. Aber nein, sie bekamen auch einen Denar; und wenn sie es bedachten, einen ganzen Tageslohn für einen halben Tag, nun, eigentlich müßten sie ja noch ganz zufrieden sein.

Diejenigen aber, die um 6 Uhr und um 9 Uhr begonnen hatten, hatten ganz erstaunt beobachtet, wie der Lohn ausbe-

zahlt wurde. Sie waren sich sicher, daß sie mehr Geld bekommen würden. Doch wie erstaunt waren sie, als auch die, die um 9 Uhr angefangen hatten nur einen Denar bekamen. Nun ja, ein voller Tag war ja auch das nicht gewesen, aber wenn man um 6 Uhr begonnen hatte, dann stand einem doch bestimmt ein besserer Lohn zu, so dachten die Ersten. Ganz stolz und selbstbewußt traten sie deshalb vor den Verwalter hin. Doch was war das? Der schien tatsächlich nicht zu wissen, wie lange sie in der Hitze geschafft hatten, denn er gab ihnen doch wahrhaftig nur einen Denar. Sollten sie sich das bieten lassen? Nein, das ging nicht an! Solch eine Ungerechtigkeit war doch wohl nicht möglich! Die Leute wurden immer zorniger, und schließlich schauten sie nicht mehr nur wütend um sich, sondern sie fingen an laut zu schimpfen: »Wir haben uns schon den ganzen Tag abgeplagt, auch in der heißesten Zeit des Tages haben wir uns abgemüht, und nun sollen wir nur gleichviel wert sein wie die, die nur die letzte Stunde gearbeitet haben. Das ist doch zu ungerecht!« Ja, was hatten diese Arbeiter denn vergessen? Nun, sie hatten vergessen, daß sie am Morgen sicher froh gewesen waren, einen Arbeitsplatz gefunden zu haben. Den ganzen Tag hatten sie sich schon auf den Lohn freuen können – auf den Lohn, den sie selbst am Morgen noch für ganz gerecht gehalten hatten. Der Weinbergbesitzer war traurig darüber, daß nun ein Teil der Arbeiter so zornig war, und deshalb sagte er zu einem von ihnen: »Du meinst, ich behandle dich ungerecht; aber so überlege doch einmal: haben wir nicht heute morgen ausgemacht, daß du einen Denar bekommst, und du warst doch auch ganz einverstanden damit. Das Geld reicht doch aus für deine Familie, und ich möchte, daß auch der letzte Arbeiter so viel bekommt, daß er davon leben kann. Ich kann doch mit meinem Geld tun, was ich will, und es wäre viel schöner, wenn du dich über meine Güte freuen würdest, anstatt daß du nur neidisch nach den andern schaust.«

Wie können denn nun die Ersten zu Letzten werden?

Als Jesus bei dieser Stelle der Geschichte angelangt war, da zuckte der Jünger, der vorher die Frage gestellt hatte, richtig zusammen. Nun sprach Jesus auch noch weiter und sagte: »So werden aus den Letzten die Ersten und aus den Ersten die Letzten werden.« Da dachte der Jünger bei sich: »Oh, wie konnte ich nur solch eine Frage stellen? Aber es ist gut, daß Jesus uns diese Geschichte erzählt hat, sonst könnten wir Jünger noch stolz darauf sein, daß wir die Ersten waren, die Jesus nachfolgten, könnten womöglich neidisch werden, wenn später neue Jünger dazu kommen, die den Herrn Jesus genauso lieben wie wir. Dabei dürfen wir doch nur froh und dankbar sein, daß Jesus uns zuerst zu sich gerufen hat!«

Ja, deshalb hatte Jesus die Geschichte erzählt. Der Weinbergbesitzer, das war sein himmlischer Vater, war Gott. Gott aber braucht viele, viele Menschen; viele, viele »Arbeiter«, die auf der ganzen Welt davon erzählen, daß nur ein Leben mit Jesus ein Leben ohne Angst und Sorgen sein kann. Menschen, die glücklich sind, vor Gott erwählt zu sein, und die nichts Schöneres kennen, als immer mehr Menschen den Weg zu diesem Herrn zu zeigen. Auch wir dürfen »Arbeiter« in diesem Weinberg sein, dürfen allen Menschen davon erzählen, daß Gott ein so gütiger Herr ist, daß das Lied eines kleinen Kindes und das Gebet einer kranken alten Frau vor ihm genausoviel Wert haben wie das, was ein Missionar in einem fernen Land tut.

Lernspruch: Du aber, Herr, Gott, bist barmherzig und gnädig, geduldig und von großer Güte und Treue (Ps 86, 15).

Elsbeth und Martin Rose

25. Das Gleichnis von den anvertrauten Pfunden

(Lk 19, 11–28)

Handelt, bis ich komme.

Jesus kommt wieder!

Am Ende der Bibel,
auf der letzten Seite,
ganz zuletzt,
spricht Jesus zu Johannes, dem Seher,
im Gefängnis
auf der Insel Patmos:

»Ja,
ich komme bald.«
Und Johannes betet:

»Komm,
Herr Jesus!

Amen.«

Und vierzig Tage nach seiner Auferstehung,
als Jesus das letztmal bei seinen Jüngern war,
und als er plötzlich wegging von ihnen
zu seinem Vater,
da standen da zwei Gottesboten
und sprachen zu den Jüngern:

»Männer aus Galiläa,
was steht ihr hier
und sucht Jesus?

Dieser Jesus kommt wieder,
er kommt so,
wie er von euch gegangen ist
zum Vater.«

Und Jesus selbst hatte davon gesprochen
zu ihnen
beim letzten Abendmahl

vor seinem Sterben:

Er sprach:

»Im Haus meines Vaters
sind viele Wohnungen,
und ich gehe hin
und bereite eine Stätte für euch,
und ich komme wieder
und hole euch zu mir,
damit ihr auch da seid,
wo ich bin.

Ich gehe hin

und komme wieder zu euch.«

Und einmal fragten die Jünger Jesus
am Ölberg
bei Jerusalem,
gegenüber dem Tempel:

»Meister,
wann kommst du wieder?

Und wie ist das alles,
wenn du kommst?«

Da sprach Jesus zu ihnen:

»Der Sohn des Menschen kommt
in den Wolken
mit großer Macht
und in großer Herrlichkeit.

Und alle Menschen sehen ihn.
Aber den Tag und die Stunde,
die weiß niemand,
nicht die Engel im Himmel
und auch nicht der Sohn,
sondern nur der Vater allein.

Der Tag kommt
wie ein Dieb
in der Nacht,
plötzlich,
du weißt nicht wann.

Darum:

Paßt auf
und bleibt wach,

denn ihr wißt nicht,
wann die Zeit ist!
Wie ein Mann,
der auf Reisen ging.
Er verließ sein Haus
und sagte dem Hausmeister:
›Paß auf und wache!‹«
Und Jesus sah die Jünger an:
Petrus und Andreas,
Johannes und Jakobus
und all die anderen.
Und er sprach:
»Ich sage es euch:
Paßt auf,
denn ihr wißt nicht,
wann der Herr des Hauses kommt,
am Abend
oder um Mitternacht
oder früh,
wenn der Hahn kräht,
oder am Morgen!
Nicht, daß er kommt
und ihr schlaft!«
Die Jünger sollen also wach bleiben
und warten,
bis der Herr kommt.
Bis heute tun wir es.
Wir warten darauf,
daß Jesus wiederkommt.
Und was tun wir so lange?
Sollen wir einfach leben
wie alle Menschen:
Essen und trinken,
arbeiten und schlafen,
feiern und uns vergnügen
und nebenbei auf Jesus warten?
Und wenn wir das Warten vergessen,
weil er so lange nicht kommt? –
Jesus hat dazu eine Geschichte erzählt,

ein Gleichnis,
und Lukas hat sie aufgeschrieben
in seiner Jesus-Geschichte.

»Handelt, bis ich wiederkomme!«

Es war vor dem Passahfest
in Jerusalem.
Viele Menschen zogen hinauf
nach Jerusalem,
um das Passahfest zu feiern,
aus Galiläa,
aus Judäa,
von überall her.
Auch Jesus zog hinauf
mit seinen Jüngern.
Auf einmal nimmt er seine Jünger beiseite
und spricht zu ihnen:
»Siehe,
wir gehen hinauf
nach Jerusalem,
und es wird alles erfüllt,
was die Propheten schreiben
von dem Sohn des Menschen:
Er wird getötet.
Und am dritten Tage steht er wieder auf
und lebt
bei Gott
und bei den Menschen.«
Aber die Jünger verstanden es nicht,
sie wußten nicht,
was er sagte,
und wovon er sprach.
Sie hatten ganz andere Gedanken,
genauso wie die Menschen,
die zum Fest hinaufzogen.
Sie dachten:
Wir gehen hinauf nach Jerusalem.

Jetzt erscheint das Reich Gottes
in Jerusalem,
am Ölberg.
Jesus wird König.
Die Welt wird verwandelt:
ein neuer Himmel
und eine neue Erde,
und Jesus König
und die Jünger seine Diener
und alle Menschen sein Volk.
Und die Menschen sangen Lieder
vom König:
»Jerusalem, auf dem Berge Zion,
freue dich.
Siehe,
dein König kommt
zu dir.«
So sangen sie,
und so dachten sie.
Dabei muß alles ganz anders kommen:
Zuerst muß Jesus sterben
am Kreuz,
dann muß er auferstehen
und leben
und zum Vater gehen.
Und dann kommt er wieder
als Herr und König der Welt.
Gott setzt ihn ein.
Hoch über dem Kreuz stand ja auch:
»Jesus –
König –
der Juden.«
Aber das war doch ganz anders gemeint,
als die Menschen jetzt dachten.

Jesus läßt sich aufhalten

Und sie zogen nach Jericho.
Da saß Bartimäus am Wege,
der blinde Bettler,
und rief Jesus:

»Jesus,
Sohn des Königs David,
erbarme dich über mich!«
Aber die Menschen schimpften:
»Halt den Mund und halte uns nicht auf.
Wir ziehen nach Jerusalem.«
Aber Bartimäus schrie nur noch mehr.
Und Jesus hält an
und ruft ihn zu sich
und hilft ihm.

Die Menschen waren ungeduldig.
Warum läßt Jesus sich aufhalten
durch den blinden Bettler?
Am anderen Tage zogen sie weiter
durch Jericho hindurch.

Da war Zachäus, der Zöllner,
der Jesus gern sehen wollte.
Und weil er so klein war,
stieg er auf einen Baum,
damit er ihn sehen kann, –
wenn er vorbeikommt.

Und Jesus kommt
und hält an
und spricht zu Zachäus:
»Zachäus,
steig schnell herunter vom Baum.
Ich muß heute in dein Haus kommen
zu dir.«
Und die Menschen schimpften,
weil er bei ihm blieb,
und weil Zachäus ein Zöllner war,
ein Sünder,
ein Ungläubiger.

Aber Jesus sprach:

»Der Sohn des Menschen kommt
und sucht die verlorenen Menschen
und macht sie glücklich
mit Gott.«

Und Jesus sah,
wie ungeduldig die Menschen waren,
auch die Jünger,
wie sie nach Jerusalem wollten
und wie sie dachten:

Dann wird er König,
dann kommt das Reich Gottes.

Nur noch ein Tag,
dann sind wir in Jerusalem,
am Ölberg
und im Tempel.

Und es sollte doch ganz anders kommen!

Jesus erzählt vom König und von seinen treuen Dienern

Und Jesus sah die Menschen
im Hause des Zachäus
und im Hof
und vor dem Hause.

Da fing er an zu erzählen
und erzählte die Geschichte
vom König und seinen treuen Dienern,
ein Gleichnis.

Die Menschen sollten merken,
daß er von sich selbst spricht
und von seinen Jüngern.

Und wir sollen es auch merken,
daß er von uns spricht. –

Damit sie ihn gleich verstehen,
erinnert er sie an die Geschichte von Archelaus,
die sie alle erlebt haben.

Das war so gewesen:

Als Herodes der Große gestorben war,
König von Judäa,
wollte sein Sohn König werden,
Archelaus.
Aber er mußte erst nach Rom ziehen,
zum Kaiser,
damit der ihn einsetzt
als König.
Und als er nach Rom zog,
protestierten die Juden.
Sie wollten ihn nicht als König
und schickten heimlich fünfzig Männer
zum Kaiser
nach Rom,
daß er ihn nicht zum König macht.
Aber er machte ihn doch zum König,
und Archelaus kam zurück
als König
nach Judäa.
Und er rächte sich sehr
an den Juden
und tötete viele.
Diese Geschichte haben die Juden nicht vergessen.
So erzählt Jesus ihnen das Gleichnis
vom Sohn des Menschen
und von seinen treuen Dienern:
»Es war ein Mann,
ein vornehmer Mann,
der zog in ein fernes Land,
um König zu werden.
Dann wollte er zurückkehren.
Und er rief zehn von seinen Dienern
zu sich
und gab ihnen Geld,
jedem hundert Mark,
und sprach zu ihnen:
›Nehmt das Geld
und handelt damit,
kauft und verkauft,

nehmt Zinsen,
bis ich zurückkomme.<

Und er zog weg.

Aber die Leute im Land haßten ihn
und schickten Männer hinter ihm her
zum Kaiser

und ließen sagen:

›Wir wollen nicht,
daß dieser König wird
über uns.<

Und es geschah,
als er zurückkam,
da war er doch König
und nahm die Königsherrschaft ein.

Und er ließ seine Diener rufen,
denen er das Geld gegeben hatte.

Er wollte sehen,
was jeder dazuverdient hatte.

Und der erste trat vor
und sagte:

›Herr,
hier sind eintausendundeinhundert Mark.
Deine hundert Mark haben
tausend Mark eingebracht.<

Da sprach der König
zu ihm:

›So ist es recht,
mein guter Diener.
Du warst treu
und bist mit dem Wenigen sorgfältig umgegangen.

Du bekommst die Herrschaft
über zehn Städte.<

Da trat der zweite vor
und sagte:

›Herr,
hier sind sechshundert Mark.
Deine hundert Mark
haben fünfhundert Mark eingebracht.<

Da sprach der König
zu ihm:

›So ist es recht,
mein guter Diener.
Du warst treu
und bist mit dem Wenigen sorgsam umgegangen.
Du bekommst die Herrschaft
über fünf Städte.‹
Da trat der dritte vor
und sagte:
›Herr,
hier sind deine hundert Mark.
Ich habe sie solange aufgehoben
und in mein Kopftuch eingewickelt,
damit sie nicht verlorengehen.
Ich hatte Angst
vor dir,
denn du bist ein harter Mensch:
Du gehst zur Sparkasse
und hebst Geld ab,
das du nicht eingezahlt hast,
du erntest,
was du nicht gesät hast.‹
Da sprach der König
zu ihm:
›Ich verurteile dich
nach deinen eigenen Worten,
du böser Diener.
Du wußtest,
ich bin ein harter Mensch
und hebe Geld ab,
wo ich nichts eingezahlt habe,
und ernte,
was ich nicht gesät habe.
Warum hast du mein Geld
nicht auf die Sparkasse gebracht?
Dann hätte ich zurückverlangt,
was mir gehört,
mit Zinsen,
wenn ich zurückgekommen wäre.
Du warst untreu

und bist mit dem Wenigen,
das ich dir gab,
nicht sorgfältig umgegangen.<
Und der König sprach zu den Menschen,
die dabeistanden:
›Nehmt ihm die hundert Mark weg
und gebt sie dem,
der tausend Mark hat.<
Da sagten sie zu ihm:
›Herr,
der hat doch schon tausend Mark.<
Da sprach der König
ein hartes Wort:
›Ich sage euch:
jedem, der hat, wird gegeben.
Jedem, der nichts hat, wird genommen, was er hat.<
Und der König sah seine Feinde
unter den Menschen
und sprach:
›Und diese hier,
meine Feinde,
die nicht wollen,
daß ich König bin
über sie,
bringt sie her
und tötet sie
vor meinen Augen.<<
Das ist das Gleichnis,
das Jesus erzählte,
als er nach Jerusalem zog.

Was die Zuhörer gemerkt haben

Hast du gemerkt,
wo Jesus von sich spricht?
Er ist der König,
der in ein fernes Land reist,
um seine Königsherrschaft zu empfangen.

Jesus ging zu seinem Vater
im Himmel.
Und der Vater gibt ihm die Königsherrschaft,
und er kommt wieder
als König und Herr der Welt
und rechnet ab
mit allen Menschen.
Seine Jünger prüft er
wie die Diener im Gleichnis:
Sind sie treu gewesen?
Wie lebst du, bis er kommt?
Bist du treu?
Gehst du sorgfältig mit den Gaben um,
die Jesus dir gegeben hat?
Deine Zeit,
deine Tage, deine Stunden, deine Jahre?
Dein Körper,
deine Kraft, deine Gesundheit oder deine Krankheit?
Gehst du treu damit um?
Fragst du den Herrn:
»Was darf ich tun?
Was darf ich nicht?
Was soll ich tun?«
Oder brauchst du alles für dich?
Dein Vater, deine Mutter,
deine Geschwister,
deine Mitschüler.
Bist du deinem Herrn treu?
Wie gehst du mit ihnen um?
Hast du eine Aufgabe im Reich Gottes?
Welche Gabe hat der Herr dir gegeben?
Betest du treu?
Auch für Menschen?
Kennst du die Bibel?
Liest du darin treu,
damit der Herr zu dir reden kann
und dich leiten kann?
Gehst du in einen Kreis,
zu anderen Christen,

um mit ihnen zusammenzusein,
zu singen und zu loben,
zu danken und zu beten,
zu hören, was gepredigt wird,
und über alles zu sprechen?

Bist du treu?

Hast du Gaben bekommen?

Vielleicht kannst du gut singen,
gut einladen und mitnehmen zum Kreis.
Oder kannst du gut Menschen ansprechen
und von Jesus sagen?

Vielleicht kannst du gut helfen,
gut besuchen?

Du hast bestimmt Gaben.

Laß sie dir zeigen.

Besprich das einmal mit jemand.

Der Herr fragt,
wenn er wiederkommt,
ob wir treu sind.

Nur dies eine:

Bist du treu?

Treu wie der erste Diener im Gleichnis
oder treu wie der zweite Diener im Gleichnis,
nicht wie der dritte Diener:

Er hat gar nichts getan.

Er ist wie ein Mensch,

der von Jesus hört,

ja sagt zu ihm,

aber nichts tut,

vielleicht ein heimlicher Christ,

ein ganz heimlicher;

niemand hat etwas davon,

und er selbst auch nicht,

und das Reich Gottes breitet sich nicht aus
bei ihm.

In einem anderen Evangelium,
das nicht zur Bibel gehört,
kommt noch ein Diener vor,

der die Gaben, die hundert Mark,
einfach ausgibt
für sich
in der Gastwirtschaft
beim Tanzen.
»Mit Frauen und Musik«,
heißt es da.
Er hat nur an sich gedacht
in seinem Leben
und alles für sich verbraucht.
Und das Reich Gottes,
Jesus, den König und Herrn seines Lebens,
den hat er vergessen.
Er gehört zu den Feinden,
die Jesus nicht wollen
als König und Herrn ihres Lebens.
Was wird aus ihnen
bei der großen Abrechnung,
im Gericht
am letzten Tag der Welt?
Ihnen geht es
wie den fünf Mädchen:
Die hatten kein Öl mehr
in ihren Öllampen
und kamen zu spät
zur Hochzeit,
klopfen an
und riefen:
»Herr, Herr,
mach uns auf,
wir sind da!«
Da sprach der Herr:
»Es ist wirklich wahr,
ich sage euch:
Ich kenne euch nicht.«
Und über den untreuen Diener sagt er:
»Werft ihn hinaus
in die Finsternis,
weit weg von Gott.

Da werden sie heulen
und schimpfen,
die Fäuste ballen
und mit den Zähnen knirschen
vor Wut und Enttäuschung.«

Gebet

O Herr,
du kennst mich
und prüfst mich.
Herr,
sieh mich an,
sieh in mein Herz,
prüf mich
und erkenne meine Gedanken.
Und sieh,
ob ich auf dem falschen Weg bin
ins Verderben,
und führe mich
auf dem richtigen Weg
zu dir.
Amen.
(Nach Ps 139, 1. 23. 24)

Klaus Knoke

26. Die Gleichnisse von den ungleichen Söhnen und den bösen Weingärtnern

(Mt 21, 28–41)

Jesus ist der Sohn, durch den Gott uns sagt, was er von uns will.

Hohepriester und Älteste stellen sich gegen Jesus

Groß war die Aufregung in Jerusalem. Überall sprach man von Jesus von Nazareth. Er war in den Tempel gegangen und hatte mit einer Peitsche die Händler und Geldwechsler herausgetrieben.

Der Hohepriester Kaiphas, der Oberste im Volk, war sehr zornig auf Jesus. Auch Hannas, sein Schwiegervater.

Aber nicht nur diese beiden Oberpriester, auch die Ältesten des Volks haßten Jesus. Die Ältesten waren die Männer, die zum Obersten Rat des Volkes gehörten. Siebzig waren sie an der Zahl.

Die Oberpriester und die Ältesten sagten: »Was fällt diesem Jesus ein? Wer ist der überhaupt, daß er so etwas machen darf?« Sie glaubten nicht an ihn.

Jetzt kam Jesus wieder in den Tempel. Da traten sie ihm entgegen. Sie fragten ihn: »Wer gibt dir das Recht, so etwas zu tun? Wer bist du überhaupt?«

Jesus blickte die zorn erfüllten Männer an. Das waren zwar die Obersten des Gottesvolkes; aber sie glaubten nicht an ihn. Und schon dachten sie daran, wie sie ihn töten könnten.

Jetzt, in dieser Stunde, wollte Jesus ihre Schuld aufdecken. Sie sollten sehen, daß sie schuldig würden vor Gott, wenn sie ihn nicht hörten und wenn sie ihn gar töten würden.

Jesus tat das mit zwei Bildgeschichten, mit zwei Gleichnissen.

Die beiden ungleichen Söhne

Jesus sprach:

Es lebte einmal ein Mann, der zwei Söhne hatte. Draußen vor der Stadt war der Weinberg des Mannes. Dort gab es viel Arbeit. Der Mann ging zu dem ersten seiner Söhne und sprach: »Mein Sohn, gehe hin und arbeite heute in meinem Weinberg!« Der Sohn sprach: »Ja, Herr!« Der Vater dachte: »Was ist das doch für ein guter Sohn! Gehorsam ist er. ›Herr!‹ hat er sogar zu mir gesagt!«

Aber dieser Sohn hatte nur schöne Worte gemacht. In seinem Herzen dachte er anders. Und er ging nicht in den Weinberg, um dort zu arbeiten.

Der Vater aber ging zu dem anderen Sohn. Auch zu ihm sagte er: »Mein Sohn, gehe hin und arbeite heute in meinem Weinberg!« Dieser Sohn aber machte ein mürrisches Gesicht. Und trotzig sprach er: »Ich will's nicht tun!« Sogar die Anrede »Vater« oder »Herr« ließ er weg.

Als der Vater aber gegangen war, tat es dem Sohn im Herzen leid. Es reute ihn. Er nahm die Hacke und ging zur Arbeit in den Weinberg seines Vaters.

Wer hat den Willen des Vaters getan?

So fragte Jesus jetzt die Oberpriester und die Ältesten. Die Antwort war nicht schwer. Natürlich nicht der, der ja gesagt hatte und dann doch ungehorsam war. **D e r** hat den Willen des Vaters getan, der zwar zuerst widerwillig war, aber dann doch gehorchte. So antworteten auch die Oberpriester und die Ältesten.

Wer tut unter den Söhnen Gottes den Willen Gottes?

Dann sprach Jesus: »Wie dieser Vater ungleiche Söhne hatte, so ist es auch bei Gott.

Wir alle sind seine Söhne und Töchter. Alle sollen Gott lieben.

Die einen aber machen nur schöne Worte. Sie sagen: »Ja, Gott, wir wollen tun, was du willst.« Aber dann tun sie es doch nicht!

Diesen Söhnen, die nur Worte machen, vergleiche ich euch: Ihr seid ganz so wie der Sohn, der »ja« sagte und dann doch nicht gehorchte! Die Zöllner und Dirnen aber, die ihr so verachtet, die vergleiche ich mit dem anderen Sohn. Habt ihr nicht gehört, wie viele von ihnen zu Gott umgekehrt sind, als Johannes der Täufer predigte? Und wie viele auf mein Wort hören?

Wahrlich ich sage euch: Die Zöllner und die Dirnen kommen eher ins Reich Gottes als ihr. Johannes kam zu euch und lehrte euch den rechten Weg, und ihr glaubtet ihm nicht. Aber die Zöllner und die Dirnen glaubten an ihn. Und obwohl ihr das gesehen habt, habt ihr es doch nicht so gemacht wie sie. Das ist eure große Schuld vor Gott. Ihr macht nur schöne Worte vor ihm. Aber ihr tut nicht, was er will!«

Der Haß gegen Jesus wird größer

Da wurden die Oberpriester und die Ältesten sehr zornig auf Jesus. »Unerhört, was Jesus da zu uns sagt! Uns, den Führern des Gottesvolkes macht er solche Vorwürfe. Wir können uns das nicht mehr gefallen lassen. Er muß verschwinden. Wir müssen einen Weg finden, um ihn zu verhaften und zu töten!«

Da erzählte ihnen Jesus noch einmal eine Bildgeschichte, ein Gleichnis.

Die bösen Weingärtner

Jesus sprach:

Ein Mann hatte einen Weinberg. Zunächst pflanzte er dort Weinstöcke ein. Dann baute er mit Feldsteinen einen Zaun um den Weinberg, damit die Reben gut geschützt waren vor den Tieren und den Menschen. Danach grub er zwei vierek-

kige Löcher in den Felsen. Dort sollten einmal die Trauben zerstampft werden, damit es Wein gibt. Das war die »Kelter«. Schließlich baute er mitten im Weinberg einen Turm. Von ihm aus konnte der Wächter den ganzen Weinberg überblicken und jeden Dieb sehen, der Weintrauben stehlen wollte.

Lange arbeitete der Mann an seinem Weinberg. Er hatte sich große Mühe gegeben.

Als er das alles getan hatte, rief er einige Männer zu sich, die keinen Weinberg hatten. Er sprach zu ihnen: »Ich muß in ein anderes Land ziehen. Für längere Zeit. Meine Geschäfte verlangen das. Darum möchte ich meinen Weinberg an euch verpachten. Ihr dürft den Weinberg bestellen und seine Früchte ernten. Sie gehören euch. Doch mir müßt ihr einen Teil davon geben. Es ist ja mein Weinberg. Von zehn Körbchen mit Trauben sollen es jeweils zwei sein. Das ist die »Pacht« die ihr mir zahlen müßt!«

Die Männer waren einverstanden. Der Weinbergbesitzer reichte ihnen seine rechte Hand hin. Sie schlugen ein. So verpachtete der Mann den Weinberg. Dann zog er in ein anderes Land.

Der Weinberg brachte viel Frucht. Viele herrliche, süße Trauben konnten die Pächter ernten.

Auch der Weinbergbesitzer wußte, daß jetzt die Weinlese war. Darum sandte er seine Knechte zu den Pächtern. Diese sollten die vereinbarte Pacht holen: Von zehn Körben geernteter Trauben gehörten zwei dem Besitzer. So war es ausgemacht.

Aber die Pächter hielten sich nicht an den Vertrag. Einen Knecht, der die Pacht holen wollte, schlugen sie. Einen anderen töteten sie gar in ihrem Zorn. Und nach einem dritten warfen sie mit Steinen, bis er tot war.

Der Weinbergbesitzer hörte das. Ein Knecht war ja entkommen.

Soll er die Pächter nicht sofort streng bestrafen? Verdient hätten sie es. Sie haben den vereinbarten Vertrag nicht gehalten und zwei Knechte des Herrn getötet!

Aber nicht so der Herr.

Er hatte Geduld mit den Pächtern. Er dachte: »Es wird sie vielleicht reuen, was sie da getan haben!« Darum sandte er ein zweites Mal Knechte zu den Pächtern.

Aber die behandelten die Knechte ebenso wie die ersten drei. Was soll der Herr jetzt tun? Ist jetzt die Strafe nicht längst fällig?

Doch der Herr sprach: »Ich will es nicht tun. Ich habe einen Sohn. Den will ich zu ihnen senden. Ihm werden sie die Frucht geben! Sie werden sich vor meinem Sohn scheuen!«

Die Pächter sahen, wie der Sohn auf den Weinberg zukam. Da sprachen sie zueinander: »Das ist der Sohn; der wird einmal den Weinberg erben. Kommt, laßt uns ihn töten, damit wir sein Erbgut an uns bringen!«

Sie taten das Ungeheuerliche! Sie packten den Sohn und stießen ihn zum Weinberg hinaus. Und draußen töteten sie ihn

»Was wird der Herr des Weinbergs jetzt tun?«

So fragte Jesus die Oberpriester und die Ältesten. Diese sagten: »Er wird die Bösewichte umbringen und seinen Weinberg anderen Weingärtnern geben, die ihm die Früchte zur rechten Zeit geben!«

Der Sohn steht vor euch!

So erzählte Jesus.

Bald hatten seine Zuhörer verstanden, was er mit dieser Bildgeschichte sagen wollte: Das Volk Israel, das waren die Pächter des Weinbergs. Und hier vor allem die Führer des Volks. Die Knechte aber sind die Boten, die Gott zu seinem Volk schickte. Viele sind es gewesen. Aber Israel hat ihnen nicht gehorcht. Und jetzt schickt Gott den Sohn. Jesus von Nazareth, das ist der Sohn. Gott will, daß sie auf ihn hören.

Die Hörer von damals haben dem Sohn nicht gehorcht

Jesus hat in dieser Geschichte vorausgesagt, was mit ihm geschehen wird. Am Karfreitag wurde er zur Stadt Jerusalem

hinausgeführt und draußen vor der Stadt getötet. Viele aus dem Volk Gottes von damals hörten nicht auf ihn.

Wir sind heute das Volk Gottes. Hören w i r auf ihn?

Lernspruch: Es werden nicht alle, die zu mir sagen: Herr, Herr! in das Himmelreich kommen, sondern die den Willen tun meines Vaters im Himmel (Mt 7, 21).

Hermann Koch

27. Treue und untreue Knechte (Mt 24, 42–51)

Vom Warten auf das Kommen Christi.

»Ja, ja«, sagte Petrus etwas mißmutig, »keine Sorge, Herr Jesus! Wenn du auf die Erde wiederkommen wirst, dann werden wir schon bereit sein für dich! Jedenfalls ich« – und seine Augen funkelten richtig stolz und siegessicher – »werde da sein wie der Pfennig! Auf mich kannst du dich verlassen!«

Aber Jesus blickte ihn mit großer Sorge an. Und mit einer Stimme, die voll von Liebe und auch voll von großem Ernst war, sagte er: »Petrus, du täuschst dich gewaltig! Wenn ich kommen werde, wird kaum ein einziger bereit sein. Ich habe Angst, ob überhaupt einer bereit sein wird für mich. Wenn ich wiederkommen werde, da werden die Leute an nichts Böses denken – gerade wie Leute, die um 2 Uhr morgens tief und sicher schlafen. Wenn ich dann plötzlich in meiner Herrlichkeit dasein werde, wenn jeder Mensch aufschreckt und merkt, wie wichtig ich bin, dann wird es den meisten Leuten so gehen, wie wenn sie in der Nacht jäh auffahren, vom Licht einer gleißenden Lampe geblendet, und eine Stimme hören: »Geld her – oder ich schieße!«

Ich bin der Heiland und kein Dieb, kein Räuber. Aber viele, viele Menschen werden über mein unvermutetes Kommen so erschrocken sein, wie wenn ich ein Räuber wäre, der mitten in der Nacht einbricht. Drum müßt ihr wach bleiben! Hellwach!»

So ähnlich muß es gewesen sein, als Jesus mit seinen Jüngern über sein Wiederkommen sprach. Ganz genau wissen wir es nicht. Aber wir wissen ganz genau die Worte, die Jesus zu seinen Jüngern mit großem Ernst gesagt hat. Diese Worte sollen auch uns heute wichtig werden. Weil wir uns auf das verlassen können, was Jesus gesagt hat.

Nicht bereit!

Ein Gutsherr läßt seinen Großknecht rufen. Der tritt in die große Stube mit dem langen Tisch, an dem die Knechte immer zu den Mahlzeiten zusammengerufen werden. Sonst ist immer alles schon für die nächste Mahlzeit gerichtet: die Teller vor jedem Platz, der große Brotkorb in der Mitte – hochaufgeschichtet die dicken, weißen Schnitten, – neben jedem Teller ein Becher und oben und unten auf dem breiten Tisch die großen Mostkrüge.

Heute sieht es anders aus. Auf dem Fußboden steht offen die große Reisetruhe, die hinten auf die Reisekutsche aufgeschnallt werden kann. Auf dem Tisch und auf den Banklehnen liegen verstreut Mäntel, Unterwäsche, Waschzeug, Hemden. Zwei Mägde tragen aus dem Schlafgemach des Gutsherrn weitere Kleider. Der Herr sagt zum Großknecht: »Einen Augenblick!« – Dann zu den Mägden: »Ja, dieses Gewand muß mit. Wo ich jetzt hinfahre, könnte es kalt sein. Da kann ich das Warme brauchen! Und jetzt legt alles in die Reisetruhe, sorgfältig, daß nichts zu sehr zerdrückt wird. Auf der langen Fahrt wird ohnehin alles arg zusammengerüttelt werden!« Dann wendet er sich wieder dem Großknecht zu: »Ich muß noch heute wegfahren! Es wird eine lange Reise werden. So schnell werde ich nicht wieder heimkommen. Ich verlasse mich ganz auf Sie, daß Sie alles hier in Schuß halten. Die Leute sollen wie üblich jeden Tag kräftiges Essen bekommen. Wer arbeitet, soll auch essen! Und sorgen Sie dafür, daß die Arbeit richtig eingeteilt wird. Keiner soll sich kaputtschaffen müssen. Wenn ich heimkomme, will ich alles in Ordnung antreffen. Ist das klar?«

Der Großknecht ist fast ein wenig beleidigt, daß ihn sein Herr so fragt. Schon lange hat er sich auf den Augenblick gefreut, daß er einmal im Haus bestimmen kann, was zu machen ist. Ab jetzt wird er der Chef sein! Seine Brust wird richtig weit vor Stolz. Und voll Überzeugung sagt er seinem Herrn: »Sie können sich auf mich verlassen. Ich werde dafür sorgen, daß alles läuft, wie wenn Sie persönlich da wären. Es geht alles klar!«

Eine Stunde später ist die Reisekutsche abgefahren. Die

Mägde haben ihrem Herrn noch lange nachgewunken, bis endlich die von Pferden gezogene Kutsche hinter der letzten Wegbiegung verschwunden war und nur noch eine Staubwolke deutlich machte, daß da ein Wagen entlanggefahren war.

Aber schon sagt der Großknecht mit barscher Stimme: »Fürs Winken werdet ihr nicht bezahlt! Auf, ihr Gänse, an die Arbeit! Der Tisch muß gedeckt werden. In einer halben Stunde muß das Abendessen auf dem Tisch stehen. Tempo!«

Solch einen Ton sind die Mägde nicht gewöhnt. Sie sehen einander geschwind mit großen Augen an. Was ist denn das für ein neuer Stil? Aber schon fährt der Großknecht dazwischen: »Also, das gibt's bei mir nicht! Zublinzeln – das hat gerade noch gefehlt! Ich werde hier ganz andere Saiten aufziehen. Wenn's euch nicht paßt, könnt ihr ja gehen! Sofort!« Die Mägde eilen ins Haus wie zwei Wiesel. Aber sie haben Tränen in den Augen. Das kann ja nicht gut gehen!

Es geht auch nicht gut. Schon beim Abendessen merken es alle im Haus. »Weg da!«, brüllt der Großknecht die beiden alten Knechte an, die rechts und links oben am Abendbrotisch sitzen. Mit seinem ganzen Gewicht wirft er sich in den Sessel des Gutsherrn, daß der in allen Fugen kracht. Dann schreit er seinen beiden Busenfreunden unter den Knechten zu: »Ab heute sitzt ihr beide oben, rechts und links von mir! Und ihr Gänse« – so faucht er wieder die Mägde an –, »ihr füllt die Krüge ab heute abend mit dem besten Wein, aus dem Faß mit dem Festwein – aber nur für uns drei, – die anderen kriegen Wasser. Für Ochsen reicht Wasser!« Über seinen eigenen »Witz« lacht er prustend aus vollem Hals. Dann erhebt er sich; die Knechte am Tisch ducken sich richtig zusammen vor Angst, weil sie wissen: Jetzt kommt der nächste Blitz! Er kommt auch. Der Großknecht hält eine Rede: »Also: alles mal herhören! Der Chef ist weg. Weit weg. Und wenn ihr euch die Finger nach ihm schlecken werdet, so rasch kommt er nicht wieder zurück. Bis dahin bestimme ich, was los ist.« Dann faßt er den großen Becher des Hausherrn, den die Mägde inzwischen mit dem besten Wein gefüllt haben, hebt ihn in die Höhe und röhrt siegestrunken: »Prost! Wohl bekomm's!«

Das ist nur der Anfang. Es kommt furchtbar. Mit seinem Ochsenziemer prügelt er, der meist betrunken ist, die Knechte. Jeder Knecht zuckt vor Angst zusammen, wenn er den Großknecht schon von weitem kommen sieht. Jeder denkt: Was haben die drei Spießgesellen, die oben in der guten Stube des Hausherrn eigentlich Tag und Nacht miteinander saufen und grölen, wieder ausgeheckt? Welche gemeinen Arbeiten haben sie uns wieder zgedacht? Alle denken: Wenn doch nur bald unser guter Herr wiederkäme. Dann würde alles wieder gut!

Bloß der Großknecht und seine beiden Kumpane denken nicht so. Bei ihnen heißt es: »Der Herr kann uns gestohlen bleiben. Von uns aus kann er noch jahrelang fortbleiben!«

Aber nach drei Wochen – völlig unverhofft, mitten in der Nacht – fährt die Reisekutsche vor. Die Knechte auf ihrem Strohlager hören es alle. Sie konnten nicht einschlafen. Zwei von ihnen haben wundgepeitschte Rücken und stöhnen vor sich hin. Den anderen knurrt der Magen, so daß sie keinen Schlaf finden können; denn das gute Abendessen am gemeinsamen Tisch war schon am zweiten Tag abgeschafft worden. Die einzigen, die nichts merken, sind die drei Säufer – der Großknecht und seine Kumpane. Sie merken es nicht einmal, als die Tür in der Stube aufgeht und der Herr eintritt. Sie hatten alle gerade über einen dreckigen Witz lauschend gelacht. Aber mitten im gellenden Lachen wird der Großknecht schreckensbleich. Seine Augäpfel treten weit aus den Höhlen. Jetzt merken es auch die beiden Kumpane. Der Herr ist da! Unvermutet! Alles ist aus. Nichts kann mehr vertuscht werden! Sie wollen rufen: »Erbarmen! Es tut uns leid!« Aber vor Schrecken bringen sie keinen Ton mehr heraus.

Als am nächsten Morgen die Schar der Knechte und Mägde wie einst um den reichgedeckten Tisch versammelt ist, da ist in den Augen aller ein Strahlen, glücklicher als am Weihnachtsabend: Wie gut, daß unser Herr endlich wieder da ist und alles in Ordnung bringt! Aber drei Plätze sind leer. Noch in der Nacht hatte der Herr den untreuen Knecht mit seinen beiden Kumpanen in das Dunkel hinausgejagt. Die Mägde erzählen, die drei hätten mit den Zähnen geklappert wie

Menschen, die in Todesschrecken den Mund nicht mehr zusammenbekommen. Und geheult hätten sie, – geschluchzt wie kleine Kinder, denen die Mutter gestorben ist.

Bereit!

Noch eine Geschichte erzählt Jesus. Sie fängt genauso an wie die Geschichte, die wir eben gehört haben. Aber sie geht ganz anders weiter: Auch hier muß der Herr für lange Zeit wegfahren und beauftragt den Großknecht, ihn zu vertreten. Aber das ist ein Großknecht, der immer nur einen Gedanken hat: Was hätte mein Herr jetzt an meiner Stelle getan?! Die Mägde und Knechte sind voll Lob: »Das läuft ja alles fast ebenso, wie wenn unser Herr persönlich da wäre!« Vom reichgedeckten Tisch gehen sie Tag um Tag gesättigt weg. Bei der Arbeit wird keiner überfordert. Die Fleißigen werden gelobt, die Müden ermuntert. Wenn ein Knecht mit seiner Arbeit nicht recht zu Rande kommt, packt der Großknecht hilfreich zu: »Komm, wir kriegen das gemeinsam hin!« Und wenn der Großknecht sich morgens nach dem Frühstück zu einer kleinen Rede erhebt, um die Arbeiten des Tages einzuteilen, dann sagt er jeden Tag am Schluß seiner kleinen Ansprache: »Wir wollen alle heute so arbeiten, daß unser Herr sich freuen könnte, auch wenn er plötzlich heute schon heimkäme!« Als eines Tages – unverhofft früh – die vertraute Reisekutsche in die Allee einbiegt, die zum Gutshof führt, da reißen die Knechte auf den Feldern die Arme hoch wie Fußballspieler nach dem Sieg: »Er kommt!« Als der Großknecht mit strahlenden Augen den Schlag an der Kutsche aufreißt, um seinen Herrn zu grüßen, auf den er jeden Tag gewartet hat, da legt ihm sein Herr die Hand auf die Schulter in großem Vertrauen. Und er sagt: »Du treuer Knecht! Auf dich ist Verlaß. Ab heute bist du nicht mehr bloß Großknecht. Ich mache dich zum Verwalter über alle meine Güter. Bei dir ist alles gut aufgehoben.«

So erzählte Jesus. Zwei Beispielgeschichten, die er selbst geprägt hat. Damit wir begreifen, wie das aussehen könnte, wenn Jesus sagt: »Seid bereit! Denn ich werde zu einer Stunde

wiederkommen, da ihr's nicht meint!« – Wir wollen es uns vornehmen, daß wir Menschen werden, die bereit sind, wenn Jesus wiederkommen wird, und die sich dann sagenhaft freuen können.

Lernspruch: Darum wachet, denn ihr wisset nicht, welchen Tag euer Herr kommen wird (Mt 24, 42).

Rolf Scheffbuch

28. Der unfruchtbare Feigenbaum

(Lk 13, 1–9)

Warum darf ich weiterleben?

Warum mußten andere sterben?

Wie viele Jahre durften wir nun schon leben und erleben? Die einen acht Jahre, andere achtzehn Jahre und manche Großeltern achtzig Jahre. Die Bibel sagt in Psalm 90: »Unser Leben dauert 70 Jahre und wenn's hoch kommt, dann sind's 80 Jahre.« Aber ihr habt sicher schon die Erfahrung gemacht, daß keineswegs alle Menschen 70 Jahre alt werden. Mancher Mensch wurde keine achtzehn, ja nicht einmal acht Jahre alt. Vielleicht kennt ihr solch einen Fall. Wenn wir von solch einem Todesfall hören, dann kommen uns allerlei bittere Fragen: Warum mußte denn dieser Mensch so jung sterben? Warum durfte er nicht weiterleben? Wenigstens noch ein Jahr oder zehn Jahre oder fünfzig Jahre.

Mit derartigen Fragen kamen eines Tages die Leute zu Jesus. Da waren nämlich schreckliche Dinge passiert. Aus Galiläa war eine Schar von Männern zum Tempel in Jerusalem gekommen. Sie waren eben dabei, fromm und friedlich ein Lamm zu opfern. Aber die Soldaten des Pilatus hielten diese Männer für eine böse Bande, fielen über sie her und ermordeten diese Galiläer mitten im Opfergottesdienst. Warum mußten denn diese frommen Männer so sterben? Und kürzlich war ein hoher Turm bei dem Teich Siloah eingestürzt und hatte achtzehn Leute, die zufällig dort waren, unter sich begraben. Warum hat es gerade die getroffen? Warum mußten sie so plötzlich sterben? Auf diese Fragen finden Menschen keine Antwort. Deshalb ist es gut, daß sie mit solchen Fragen zu Jesus kommen, auch wenn die Antwort, die Jesus gibt, für sie überraschend und hart klingt. Jesus sagt: »Ihr fragt: Warum durfte dieser und jener Mensch nicht weiterleben? Ihr solltet statt dessen fragen: Warum

dürfen wir weiterleben?« *Warum darf ich weiterleben?* Auf diese ernste Frage will uns Jesus die Antwort geben mit seiner Geschichte von einem Feigenbaum.

Daß ich weiterlebe, habe ich nicht verdient

Ein Bauer hatte in seinem sonnigen Weinberg auch einen Feigenbaum gepflanzt. Ein Feigenbaum ist keine Zierpflanze, bei der man schon zufrieden ist, wenn sie schöne Blätter und Blüten treibt. Ein Feigenbaum wird dazu gepflanzt, daß er Früchte ansetzt, so daß man schließlich süße Feigen von dem Baum ernten kann. Als es Erntezeit war, kam deshalb der Bauer mit einem Korb zu dem Feigenbaum. Er lief um den Baum herum und suchte Früchte, aber er fand keine. Er mußte mit leerem Korb nach Hause gehen. Zur Erntezeit des nächsten Jahres kam der Weinbergbesitzer wieder zu seinem Feigenbaum, suchte nach Feigen und fand keine. So hoffte er auf den nächsten Herbst. Aber auch da blieb der Korb leer. Da rief er den Gärtner des Weinbergs zu sich und sagte: »Da sieh her! Jetzt bin ich in drei Jahren zur Erntezeit hergekommen und habe Früchte gesucht auf diesem Feigenbaum, aber ich finde keine. Hacke den Baum ab! Wozu steht er unnütz auf dem Land?« Hat der Herr nicht recht? Solch ein unnützer, unfruchtbarer Feigenbaum hat es nicht verdient, daß man ihn weiter stehen läßt, daß man ihn weiterleben läßt.

Damit stellt Jesus die Frage an dich: Gleichst du nicht auch diesem unfruchtbaren Feigenbaum? Hat Gott bei dir all die Jahre das gefunden, was er von dir erwartet hat? Was Gott bei uns Christen sucht, das nennt der Apostel Paulus »Früchte des Heiligen Geistes«. Dazu gehören Nächstenliebe, Fröhlichkeit, Zufriedenheit, Geduld, Freundlichkeit, Gütigkeit, Glaube, Gewaltlosigkeit, Reinheit. Nun überlege, ob der Herr all das bei dir gefunden hat? Wenn nicht, dann gilt doch eigentlich das vernichtende Urteil über den nutzlosen Feigenbaum auch dir! Dann mußt du erkennen und bekennen: Daß ich weiterlebe, habe ich nicht verdient. Ja, so ist es auch bei mir. Warum darf ich trotzdem weiterleben, obwohl ich vor

Gott kein Recht dazu habe? Das sagt uns Jesus mit der Fortsetzung seiner Feigenbaumgeschichte.

Daß ich weiterlebe, habe ich Jesus zu verdanken

Jesus erzählte: »Nachdem der Herr des Weinbergs sein vernichtendes Urteil über den unfruchtbaren Feigenbaum gesprochen hatte, bat der Weingärtner: ›Herr, bitte, laß ihn auch noch dieses Jahr stehen.« Wieso ist wohl der Gärtner dafür eingetreten, daß dieser Feigenbaum nicht abgehauen wird? Er hat sicher in den vergangenen Jahren schon viel Zeit und Mühe an die Pflege dieses Baumes gewandt. Dadurch hat er diese Pflanze geradezu liebgewonnen, wie manche Hausfrau ihre Zimmerpflanzen liebgewinnt. Deshalb wollte er die Hoffnung nicht aufgeben, daß doch noch etwas Rechtes und Nützliches aus dem Baume wird.

Solch ein Gärtner ist Jesus. Er hat schon so viel Schweiß für dich geopfert, ja noch mehr: er hat sein Blut für dich geopfert. Da täte es ihm sehr leid, wenn du dennoch dem Gerichtsurteil Gottes verfallen und verderben müßtest. Deshalb tritt Jesus vor Gottes Richterstuhl nicht gegen dich, sondern für dich auf. Er ist dein Fürsprecher, der für dich bittet bis zu dieser Stunde – und deshalb lebst du bis zu dieser Stunde. Daß ich weiterlebe, habe ich also Jesus zu verdanken. Er hat bei Gott für mich eine weitere Frist, eine Bewährungsfrist, eine Gnadenfrist erbeten. Müssen wir nun Angst haben, daß diese Frist erfolglos abläuft, oder dürfen wir hoffen?

Daß ich weiterlebe, kann ich durch Jesus hoffen

Ich kann hoffen, daß ich weiterlebe in dieser oder in der himmlischen Welt. Denn Jesus will alles tun, um mich vor dem Verderben zu retten. So wie der Weingärtner und Baumfreund, von dem Jesus weitererzählt, er habe dem Herrn des Weinbergs versprochen: »Ich will um den Feigenbaum herum den Boden gut bearbeiten und ihn gut düngen. Vielleicht wird er dann doch noch Früchte bringen; wenn

nicht, dann kannst du ihn abhacken.« Die einzige und letzte Hoffnung für den Feigenbaum ist also die Fürsorge und Pflege des Gärtners. Und dieser will dafür sorgen, daß der Baum Früchte trägt, und daß er dann nicht abgehackt wird.

So will Jesus mit Liebe und Eifer dafür sorgen, daß Gott auch an unserem Lebensbaum die guten Früchte findet, die er von uns erwartet. Das ist unsere Rettung. Deshalb laß es dir gefallen, wenn Jesus den harten Boden deines Herzens bearbeitet durch Freud und Leid. Und sei froh und dankbar, wenn Jesus durch seine Worte, durch Bibelgeschichten, der Pflanze deines Glaubens die Stärkungsmittel und Düngemittel gibt, die du brauchst, um Glaubensfrüchte bringen zu können. Diese Fürsorge des Herrn Jesus gibt dir die Hoffnung, daß deine Gnadenzeit noch lange nicht vorüber ist – nicht einmal dann, wenn dein Leben vorüber ist. Denn Jesus will, daß wir dann weiterleben bei ihm. »Ich will«, so sagte er zu Gott, »ich will, daß da, wo ich bin, auch die bei mir sind, die zu mir gehören.« Dieser letzte Wunsch des Heilands ist meine letzte Hoffnung, daß ich weiterleben darf bis in Ewigkeit bei ihm.

Lernspruch: Wir haben einen Fürsprecher bei dem Vater (1 Joh 2, 1).

Robert Simen

Bibelstellenverzeichnis

(Die mit * gekennzeichneten Bibelstellen beziehen sich auf Lernsprüche)

		<i>Erzählung/Seite</i>
Psalmen		
* 62,11	Fällt euch Reichtum zu . . . (1956/64)	11 65
* 86,15	Du aber, Herr Gott . . . (1912, 1956/64)	24 127
* 103,8.10	Barmherzig und gnädig . . . (1912, 1956/64)	16 91
* 139,1.23.24	O Herr, du kennst mich . . .	25 142
Micha		
6,8	Es ist dir gesagt, Mensch . . . (1912, 1956/64)	12 69
Matthäus		
* 5,7	Selig sind die Barmherzigen . . .	21 113
* 6,21	Wo euer Schatz ist . . . (1912, 1956/64)	22 117
7,21	Es werden nicht alle . . . (1912, 1956/64)	26 148
12,1–14	Jesus und der Sabbat	5 35
13,24–30, 36–43	Das Gleichnis vom Unkraut unter dem Weizen	17 92
13,44–46	Die Gleichnisse vom Schatz im Acker und von der köstlichen Perle	19 101
15,21–28	Der Glaube der Heidin	7 43
18,21–35	Das Gleichnis vom großen Schuldner	20 104
19,16–26	Der reiche Jüngling	11 62
19,27–30;20,1–16	Das Gleichnis von den Arbeitern im Weinberg	24 123
21,28–41	Das Gleichnis von den ungleichen Söhnen und den bösen Weingärtnern	26 143
* 24,42	Darum wachet . . . (1956/64)	27 154
24,42–51	Treue und untreue Knechte	27 149
Markus		
2,23–28;3,1–6	Jesus und der Sabbat	5 35
* 10,14	Lasset die Kinder zu mir kommen . . . (1956/64)	10 61
10,13–16	Jesus, Freund der Kinder	10 59
10,17–27	Der reiche Jüngling	11 62
Lukas		
5,1–11	Der Fischzug des Petrus	2 23
* 5,10	Fürchte dich nicht . . . (Thimme 1949)	2 25
* 5,31.32	Die Gesunden bedürfen . . . (1912, 1956/64)	3 28
5,27–32	Levis Berufung	3 26
6,1–11	Jesus und der Sabbat	5 35
6,12–16	Levis Berufung	3 26
7,36–50	Jesu Salbung durch die Sünderin	6 39
10,25–37	Der barmherzige Samariter	21 108
10,38–42	Jesus in Bethanien	8 48
* 10,42	Eins aber ist not . . . (1912, 1956/64)	8 52
11,1–13	Jesus lehrt uns beten	9 53
* 11,9	Bittet, so wird euch gegeben . . . (1912, 1956/64)	9 58
12,13–21	Der reiche Kornbauer	22 114
* 12,32	Fürchte dich nicht, du kleine Herde . . . (1956/64)	23 122

13,1-9	Der unfruchtbare Feigenbaum	28	155
15,1-10	Die Gleichnisse vom verlorenen Schaf und vom verlorenen Groschen	15	81
* 15,10	Jesus sagt: Es wird Freude sein . . .	15	84
15,11-32	Das Gleichnis von der Güte des Vaters	16	85
16,19-31	Der reiche Mann und der arme Lazarus	12	66
18,1-8	Das Gleichnis von der bittenden Witwe	23	118
18,9-14	Der Pharisäer und der Zöllner	18	96
* 18,13	Gott, sei mir Sünder gnädig . . . (1912, 1956/64)	18	100
19,1-10	Zachäus	14	75
* 19,10	Des Menschen Sohn ist gekommen . . . (1956/64)	14	80
19,11-28	Das Gleichnis von den anvertrauten Pfunden	25	128
21,1-4	Das Scherflein der Witwe	13	70
Johannes			
1,29-51	Die ersten Jünger	1	9
* 3,30	Er muß wachsen . . . (1956/64)	1	22
* 3,36	Wer an den Sohn glaubt . . .	19	103
4,1-42	Jesus und die Samariterin	4	29
* 7,37	Wen da dürstet . . . (1912, 1956/64)	4	34
Römer			
* 12,12	Seid fröhlich in Hoffnung . . . (1912, 1956/64)	7	47
2. Korinther			
* 5,10	Wir müssen alle offenbar werden . . . (1912, 1956/64)	17	95
* 9,6.7	Wer kärglich sät . . .	13	74
Epheser			
* 4,32	Seid aber miteinander freundlich . . . (1956/64)	20	107
Philipper			
3,7	Aber, was mir Gewinn war . . .	19	101
1. Johannes			
* 2,1	Wir haben einen Fürsprecher . . .	28	158
* 4,10	Darin steht die Liebe . . . (1912, 1956/64)	6	42
Jakobus			
* 4,17	Wer Gutes zu tun weiß . . .	5	38
* EKG 247,2	Es ist ja, Herr . . .	12	69

Biblische Geschichten für Kinder

Kinder mit den Geschichten und Worten der Bibel vertraut zu machen, ist ein wichtiges Ziel christlicher Erziehung. Nur so können sie die großen Taten Gottes kennenlernen.

Die Reihe »Biblische Geschichten für Kinder« legt Erzählvorschläge vor, die sich durch eine große Vielfalt der Gestaltung und der Methodik auszeichnen.

Dies wird möglich dadurch, daß die Bearbeiter verschiedene Ämter und Aufgaben im Bereich des kirchlichen Dienstes wahrnehmen.

Bei aller Vielfalt geht es immer darum, den Kindern das Evangelium bibelgetreu nahezubringen.

»Biblische Geschichten für Kinder« bieten eine Hilfe für Eltern und Lehrer, Pfarrer und Katecheten, sowie Mitarbeiter in der Gemeinde für Kindergottesdienst und Kinderstunden.



ISBN 3-7751-0597-2

Hänssler-
Verlag
Neuhausen
Stuttgart

EDITION C